



**Unter den Menschenfressern  
von Borneo.**

Eine Erzählung für die deutsche Jugend  
und das deutsche Volk.

von  
**Ottokar Schupp.**



Wiesbaden.  
Julius Niedner.

*E. Ad. Mully.*

# Unter den Menschenfressern von Borneo.

---

Eine Erzählung für die deutsche Jugend  
und das deutsche Volk.

---

Von  
Ottokar Schupp.

---

Mit vier Abbildungen.

---

Wiesbaden.  
Julius Niedner, Verlagsbuchhandlung.  
1886.

Philadelphia  
bei Schäfer und Koradi.



## I.

### Vergebliches Bemühen.

Im Sommer 1866, als Preußen sich in wenig Wochen seine Machtstellung in Deutschland eroberte und überzeugend darthat, daß es allein befähigt sei, die Führung des deutschen Reiches zu übernehmen, und man schon preußischerseits mit der Besitznahme einzelner Länder und Gebiete begann, eilte in einem dieser Gebiete bei sengender Nachmittagsglut auf staubiger, schattenloser Straße ein großer, schwerer Mann im Lauffschritt daher. Seine tief gefurchte, kahle Stirne, die er öfters mit einem seidnen Taschentuche abwischte, und sein fast purpurenes Gesicht trugen einen finsternen, grimmen Ausdruck, den ein kleiner, eisgrauer, struppiger Schnauzbart unter der Nase noch vermehrte.

„Wohin so eilig, Herr Rentmeister?“ fragte der junge lustige Assessor Meister, der einen Aktenbündel unter dem Arme denselben Weg wanderte und den der Eilige fast über den Haufen warf. „Sie brausen ja daher wie eine geladene Bombe. Wehe dem, der Ihren Pfad kreuzt! Was ist schreckliches passiert? Brennt es irgendwo? Oder geht im Anker das Lagerbier auf die Meige, daß man sich eilen muß?“

Der Rentmeister brachte nur mühsam mit heißerer Stimme das Wort hervor: „Die Unglückspreußen!“

„Was ist es denn mit den Preußen? Sie werden uns nicht auffressen, wenn sie kommen“, meinte der Assessor.

„Sie sind schon da“, erwiderte in verzweifelter Wut der Rentmeister. „O ich wollte . . . . .“ und nun begann ein ellenlanger Fluch, in welchem davon die Rede war, daß die Erde sich aufthun sollte, um sie zu verschlingen, oder ein Donnerhagel sie klein schlagen sollte wie Mehl. Der Rentmeister war früher Unteroffizier gewesen, dann aber im Jahre 1848 zum Leutnant avanciert und hatte später wegen seiner besonderen Treue und Tüchtigkeit als Zivilversorgung die einträgliche Rentmeisterstelle in dem vor ihnen liegenden Städtchen erhalten.

Soviel der strebsame Mann für seine weitere Ausbildung gethan hatte, daß abscheuliche Flüchen, daß er sich beim Einexerzieren der Rekruten angewöhnt hatte, war ihm als ein übler Rest aus seinem früheren Stande zurückgeblieben. Er konnte gut und gern als der stärkste Flucher in der ganzen Umgegend gelten.

Der lustige Assessor, der seinen Mann kannte, lachte hell auf über den nicht endenwollenden Fluch und meinte: „Gott sei Dank, daß hier schon die Bombe krepirt ist. Bei dem Zorn, den Sie im Leibe hatten, hätten Sie wahrhaftig Krieg mit den einrückenden Preußen bekommen. Aber jetzt ist es gut, Herr Rentmeister. Jetzt haben Sie sich ausgedonnert. Jetzt gehen Sie mit in den Anker. Wir trinken ein Glas Bier auf den Schrecken. Die Hitze und die Preußen — da sollte einer keinen Durst kriegen.“

„Ich trinke vielleicht nie mehr ein Glas Bier“, antwortete finster der Rentmeister.

„Gott im Himmel, wenn ich nur meinem Landes-

fürsten die Rentekasse retten könnte! Mein Leben wollte ich freudig dafür hingeben. Aber ich komme zu spät, so sehr ich mich auch eile. Diese Malefizpreußen! Wer hat sie noch erwartet? O, meine Kasse, meine Kasse!" schrie der harte Mann fast kläglich auf.

„Nun, was wird Ihrer Kasse viel geschehen? Dasselbe, was mit allen Kassen geschehen ist, welche den Preußen in die Hände gefallen sind“, tröstete der Assessor. „Sie wird einfach mit Beschlag belegt und Sie erhalten einen Schein darüber, der Sie vollständig vor Ihren früheren Behörden rechtfertigt. Setzt machen Sie nur so kein entsetzliches Gesicht! Es ist einmal nicht anders und mit Ihrem Laufen und Eilen können Sie den Lauf der Weltgeschichte nicht aufhalten“.

„Meine Kasse mit Beschlag belegt!“ stöhnte der arme Mann. „In ihr liegt meine Pflicht, meine Treue, meine Ehre, mein Leben. Das verstehen Sie einfach nicht, Herr Assessor“.

Alles Zureden half bei dem Aufgeregten nichts. Er rannte wie sinnlos fort und ließ den langsam schreitenden Assessor in tiefen Gedanken zurück. Derselbe hatte übrigens doch eine Art von Verständnis für die Angst und Not seines Freundes, wenn er sich auch anders stellte. Denn er machte der ersten Pickelhaube, die ihm begegnete, ein bitterböses Gesicht, ging aber dann in den Anker und trank sein kühles Lagerbier.

Das Städtchen lag zum Teil im Thale, am Ufer eines sich um dasselbe schlängelnden Flüsschens, zum Teil zog es sich nach der Höhe, wo ein altes, herrschaftliches Schloß stand, das schon seit langen Jahren bloß noch als fürstliche Rezeptur benutzt wurde. Die weiten Speicher unter den hochgiebeligen Dächern dienten als Fruchtböden

für die reichen Korn- und Haferlieferungen der zehntpflichtigen Bauern der Umgegend und die in Fels gehauenen, gewölbten ungeheuren Kellerräume zur Aufnahme der ausgelesenen feinen Weine, die an den Berghängen reiften. An dem Gebäude selbst aber hatten die jeweiligen Rentmeister stets den zweiten Stock als Wohnung inne, der eine herrliche Aussicht bot und hohe prachtvolle Zimmer enthielt, während die unteren, durch dicke Mauern und Gänge eingeengten, aber festen Räume als Bureau und als Kassenzimmer benutzt wurden und in den Nebengebäuden Wohnungen für die Rezepturdiener und Beamten eingerichtet waren.

Dorthin, die Höhe hinauf, keuchte in Schweiß gebadet atemlos der Rentmeister, ob er vielleicht noch rechtzeitig den „gierigen Preußen“ die Kasse entreißen könne. Der Gedanke, daß ihm dieselben in ihrer bekannten Geschwindigkeit zuvorgekommen sein sollten, war ihm geradezu entsetzlich. Wenn er ja eine Ahnung des bevorstehenden Einmarsches gehabt hätte, wäre er lieber in der Mitternacht aufgebrochen und hätte in den Schluchten und Wäldern des Gebirges die Kasse vergraben.

Schon jauchzte er auf. Wenn ihm auch im Städtchen selbst schon hier und da zu seinem Schrecken eine preußische Uniform begegnet war, dort oben schien noch alles still zu sein. Ha, wenn er noch zeitig käme! Im Keller wußte er ein passendes Versteck. Schon machte er Pläne, den schweren Kasten dorthin zu schaffen. Er flog fast über das Pflaster des weiten Hofes. Siehe da trat eine solche verhängnisvolle Pickelhaube ganz vergnüglich aus seiner Hausthüre, als ob sie schon völlig sich daheim fühlte und wäre beinahe mit ihm zusammengeprallt. Das Herz stand ihm still. Er wurde bleich und zitterte.

„Zu spät, zu spät!“ murmelte er zwischen knirschenden Zähnen.

Als er in den fast dunkeln, kühlen Gang des Schlosses eintrat, legte sich plötzlich die sanfte Hand der treuen Gattin auf die Schulter des im höchsten Grade aufgeregten Mannes.

„Ich habe Dich kommen sehen, Anton. Gott, welche Angst habe ich bereits ausgestanden. Aber ehe Du mit dem fremden Offizier zusammentrifftst, komme herein hier in diese Stube. Ich habe zuvor noch mit Dir zu reden“.

Der gänzlich vernichtete Mann folgte fast willenlos.

„Wenn Du mich jemals lieb gehabt hast, Anton“, begann sie in flehentlichem Tone, „so beweise es in dieser Stunde, indem Du dein hitziges Naturell zu besiegen suchst. Wenn Du deinem Zorne Raum gibst und so ausfährst wie gewöhnlich, kannst Du uns alle unglücklich machen. Um des Himmels willen bezwinge Dich und füge Dich in das Unvermeidliche. Es ist auch gar nicht so schwer. Der Offizier ist die Freundlichkeit selbst und sucht uns in der ausgesucht feinsten Weise über die augenblickliche Schwierigkeit hinauszuhelfen. Auch die gemeinen Soldaten sind bescheiden und anständig. Du mußt deine wahre Freude an ihrer Manneszucht haben.“

„Nicht wahr, Anton, Du bist ruhig? Es ist ja, wie der Offizier sagt, vielleicht nur eine zeitweilige Inbeschlagnahme. Vielleicht wird das jetzt besetzte Gebiet im Frieden wieder zurückgegeben. Persönlich haben die Leute auch gar nichts mit der Sache zu thun. Der Offizier meinte, er wolle lieber in offener Feldschlacht kämpfen, als solche unangenehme und unrühmliche Dinge zu verrichten, allein der Soldat müsse Ordre parieren. Das weißt Du ja noch besser wie ich. Darum setzet euch



freundlich auseinander. Bezähme Dich nur dieses eine Mal!

„Denke an unseren Sohn, unseren Otto, der gestern aus dem Kadettenhause in W. entlassen worden ist und dem ein Zerwürfniß deinerseits übel bekommen könnte. Er muß ja auch gewissermaßen, wenn er auch noch nicht volljährig ist, von den Preußen als Feind betrachtet werden. Gott, wenn er heute in seiner Uniform käme — ich erwarte ihn alle Augenblicke — und fielen den Preußen in die Hände — es könnte ein furchtbarer Unglückstag werden.

„Darum sei klug, Anton, und schweige zu allem. Du vergibst Dir und deiner Pflicht ja nichts. Sei klug! Ich bitte Dich um alles in der Welt.“

In den Augen der bangen Frau standen die hellen Thränen. Dabei hatte ihr Blick und ihre Stimme etwas Eindringliches, daß der leidenschaftliche Mann, der auch wohl das Nutzlose eines Widerstandes allmählich einsah, nachgab und seiner Frau in die Hand versprach, sich selbst zu beherrschen.

Obgleich der Rentmeister sonst ein Mann von Wort war, traute ihm seine Gattin doch nicht recht in dem Stücke der Selbstbeherrschung. Ihre Angst trieb sie, an der Thüre des Bureauzimmers zu horchen, als ihr Mann eingetreten war.

Anfangs ging dort alles still und in Ordnung her. Sie wollte sich schon entfernen, als sie ihres Gatten Donnerstimme vernahm: „Da lassen Sie Ihre Hand davon, sonst soll Sie der Teufel holen“.

Darauf folgte eine scharfe Erwiderung des Offiziers und nun ging es los: Der Rentmeister fluchte, tobte und wettete, als wollten Himmel und Erde zusammen-

stoßen. Die arme Frau wurde schier ohnmächtig. Sie konnte sich nur in das nächste Zimmer flüchten, um Gott inständigst zu bitten, er möge doch die Sache zum Guten lenken.

Noch lag sie auf den Knien, als ein Lärm im Hausgange sie aufscheuchte. Sie wagte sich nicht zu der Thüre hinaus. Als sie aber an das Fenster lief, sah sie voll Schrecken, wie eben ihr unglücklicher Mann gefesselt als Gefangener zwischen zwei Soldaten abgeführt wurde. Sie stieß einen gellenden Schrei aus, der in dem alten Schloßhofe überall wiederhallte. Der Rentmeister wandte sich um und suchte sich zu befreien, doch einer der Soldaten setzte ihm das geladene Gewehr auf die Brust.

In diesem verhängnisvollen Augenblicke kam der erwartete Sohn des Hauses, eine schlanke, behende Jünglingsgestalt in der Militäruniform seines Landes mit leichtem Schritt und leichtem Herzen, singend und pfeifend die letzte Steige eines Bergpfades herab und trat durch ein Seitenpförtchen in den Schloßhof. Er hörte noch den Angstruf seiner Mutter und sah seinen Vater in der Gewalt zweier Soldaten, die sein Leben bedrohten. Die heftige Ueberraschung, feindliches Militär hier zu finden und die augenscheinliche Gefahr seines Vaters machte ihn bleich. Doch währte sein Schrecken noch keine Sekunde. Dann blitzte sein Auge, seine Wangen röteten sich und er stürzte sein kurzes Seitengewehr in der Hand auf die Soldaten los mit dem Rufe: „Laßt meinen Vater frei!“

Die Ankunft und der tollkühne Angriff des Sohnes verwickelte die Situation sehr und machte sie immer unheilvoller. Der zweite Soldat richtete sein scharfgeladenes Gewehr auf den unbesonnenen Jüngling und zugleich stürmte

der junge preußische Offizier, der vom Hause aus den Widerstand des Rentmeisters bemerkt hatte, mit blankem Degen heran, um seinen Untergebenen Beistand zu leisten.

Ein Kommandoruf des Offiziers und ein Fingerdruck der Soldaten und beide, Vater und Sohn, fielen als Opfer der väterlichen Leidenschaftlichkeit, während die im Schreck erstarrte Mutter Augenzeugin des grausigsten Trauerspiels wurde.

Doch die Besorgnis um den einzigen geliebten Sohn gab dem alten, heißblütigen Herrn wieder so viel Ruhe und Ueberlegung, daß er seinem Sohne gebieten konnte, seine Waffe einzustecken und ihn seinem Schicksal zu überlassen. „Ich habe es Deiner Mutter in die Hand versprochen, ruhig zu sein und werde es auch ausführen“, fügte er hinzu.

Aber seinen mahnenden Worten wurde nicht gehorcht. Sein Sohn war zu erregt und auch der junge preußische Offizier schien bei dem Anblicke der feindlichen Uniform seine Kaltblütigkeit verloren zu haben. Er kreuzte mit dem Kadetten, den er umsonst zur Ergebung aufforderte, die Waffen.

Der Kadett focht in verzweifelter Gegenwehr, aber der Kampf war zu ungleich und aussichtslos für ihn. Selbst wenn er siegte und den Offizier tötete, ereilte ihn sein Verhängnis. Eine Niederlage war fast noch besser. Aber wie durfte er weichen? Lieber sterben.

In diesem entscheidenden Augenblicke, wo die Vernichtung einer glücklichen Familie an einem Haare hing, erschien die hohe, gebietende Gestalt des Obersten vom Regiment auf dem Schauplatze. Er hatte im Städtchen von der Widerhaarigkeit des Rentmeisters gehört und war heraufgeeilt, einem möglichen Unglück vorzubeugen.



Der erfahrene Mann überschaute mit einem seiner scharfen, durchdringenden Blicke die ganze Sachlage. „Halt!“ donnerte er die Ueberraschten an, die voll Scheu zu ihrem Höchstkommmandierenden aufblickten.

„Gewehr bei Fuß!“ befahl er, sich zu den Soldaten wendend. „Gewehr auf! In das Haus abmarschirt, marsch!“

Als die Soldaten abgegangen waren, sagte er in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ: „Leutnant, Sie sind so freundlich, Ihren Degen einzustecken und Sie ein Dito, junger Herr!“

„Wir haben den Befehl, in freundlichster, friedlichster Weise in dieses Land einzuziehen, zu dessen Besetzung uns die Hartnäckigkeit der hiesigen Regierung nötigt. Darum würde es den Wünschen und Absichten unseres hohen und edlen Monarchen wenig entsprechen, wenn wir unsere Expedition mit Gewaltthaten, Kampf und Blutvergießen begönnen“.

Nachdem der Oberst auf diese Weise seine Grundsätze allen zu Gehör entwickelt hatte, löste er mit eigener Hand die Fesseln des Kentmeisters und sagte: „Sie sind ein wenig hitzig gewesen, Herr Kentmeister“.

Diesem imponierte sichtlich das sichere Auftreten und die würdevolle Großmut des hohen Offiziers. Ohne seinen alten Troß, sogar in einer gewissen Verlegenheit erwiderte er: „Ich hitzig? Beileibe nicht. Ich hatte ja kurz vorher meiner Frau in die Hand versprochen, ruhig zu sein und zeigte wirklich Lammesgeduld“.

Der Kentmeister meinte es ehrlich mit dieser Entschuldigung und hat auch nachher bis an sein Lebensende behauptet, daß er damals die höchste Lammesgeduld bewiesen habe. Es sei ja gar nicht anders möglich ge-

wesen; er hätte ja doch Wort halten müssen, und er hätte es seiner Frau in die Hand hinein versprochen gehabt, fügte er jedesmal hinzu.

Der Leutnant, der im Grunde froh war, daß ihn sein Oberst aus dieser verfänglichen, ruhmlosen Geschichte erlöste, und der zugleich einen Blick in den wahren Charakter des Kentmeisters that, begann nun auch die Sache humoristischer aufzufassen und lachte laut hinaus, indem er sagte: „Nun, wenn der Herr Kentmeister sein Benehmen als ‚nicht hitzig‘ bezeichnet und Lammesgeduld nennt, dann möchte ich ihn einmal sehen, wenn er die Lammesgeduld verliert und hitzig wird“.

Auch über die sonst ernsten Züge des Obersten ging ein kostbares Lächeln. Er wandte sich jetzt zu dem Kadetten: „Sie haben Ihrem Vater Hilfe bringen wollen? Darüber ist nichts zu sagen. Aber Sie können Gott danken, daß nichts Schlimmeres geschehen ist.“

„Sie sind Kadett? Wie alt sind Sie?“

„Siebzehn Jahre“, erwiderte in einem gewissen Selbstbewußtsein der junge Mann und wollte dem Obersten sein Seitengewehr überreichen als Zeichen seiner Gefangennahme.

„Behalten Sie nur“, sagte gutmütig lächelnd der Oberst. „Gehen Sie hinein zu Ihrer Mutter und trösten Sie dieselbe, denn sie scheint in einer wahren Todesangst zu sein“.

„Wir führen nicht mit Knaben Krieg“, fügte er stolz hinzu.

## Gebt nicht Raum dem Born.

Auf dem Dache der Kentei saßen Hunderte von Schwalben, die wie auf Kommando in großer Schar plötzlich aufbrachen, in raschem Fluge weithin in das vor ihnen liegende Thal abschwenkten und dann zurückkehrend flatternd ihren hohen Standort wieder zu erreichen suchten. Sichtlich wurden die in diesem Sommer geborenen zarten Schwäblein zu ihrer ersten großen Reise, die nahe bevorstand, von den Alten und Erfahrungsreichen eingeübt. Es war ja ein weiter Weg von ihrem stillen, deutschen Heimatthal bis zu ihrer Winterpension in Afrika. Da konnte man nicht wie bei der heimischen Mückenjagd, wenn man müde war, sich in das wohlgewölbte Nest zurückziehen oder nach einem hastigen Durchschneiden der Lüfte einen Ruhepunkt auf einem Dache gewinnen; da hieß es gleich den Wolken über Berg und Thal, über Städte und Wälder, ja über das weite Meer hinzufliegen und dem Hunger, der Ermüdung und selbst noch der Gefahr eines Wetters zu trotzen. Man konnte fast nicht fassen, wie solche jugendliche Flügel und die kaum erstarkte Lunge solche gewaltige Tour auszuhalten vermochten.

Otto Weller, der uns bekannte Sohn des Kentmeisters Weller, saß in einer tiefen Fensternische des alten Schlosses und sah träumerisch über ein vor ihm liegendes Buch hinblickend dem Treiben der Schwalben zu. Ihn faßte es fast mit derselben zwingenden Gewalt wie die Schwalben, die heimatliche Scholle zu verlassen und in die Welt hinauszuziehen, um einmal die jugendlichen Schwingen zu versuchen und die gewonnene Kraft zu ge-

brauchen im Kampfe mit unbekanntem feindlichen Mächten und mancherlei Widerwärtigkeiten der Welt. Zu unfreiwilliger Unthätigkeit verdammt, saß er wie angenagelt seit Monaten zu Hause und beneidete von seinem Fenster aus die Wolken, die Winde, die Schwalben.

Nachdem zuletzt, trotz der Hoffnungen, die die Offiziere machen wollten, doch das ganze Ländchen der preussischen Monarchie einverleibt worden war, hatte man die Kadettenanstalt in der Hauptstadt aufgehoben und die Kadetten in andere preussische Anstalten aufgenommen. Otto hatte nicht mit seinen Kameraden gehen dürfen. Sein Vater litt es nicht. O wie gerne wäre er mitgegangen! Das Herz that ihm weh. Der Ruhm Preußens war höher gestiegen, als selbst nach dem siebenjährigen Kriege und dem großen Freiheitskampfe 1813 und 1814. Jeder Deutsche fühlte, daß fortan mit Preußens Name die Macht und Herrlichkeit Deutschlands verbunden sei. Jenem siegreichen Heldenheere, das in wunderbar schnellen und gewaltigen Siegen die ganze Macht des Südens und des Westens niedergeworfen hatte, anzugehören, war die Begeisterung und Sehnsucht der deutschen Jugend.

Otto Weller hatte zu den Füßen seines harten Vaters gelegen. „Lieber unter die Menschenfresser als unter die Preußen!“ hatte der Rentmeister in dumpfem, unversöhnlichem Grolle gerufen.

Das Wort: „Lieber unter die Menschenfresser!“ das dem zornwütigen Rentmeister als Antwort seinem Sohne gegenüber nur so unwillkürlich in den Mund gekommen war, wurde von damals an seine Lieblingsredensart, die er nur allzuhäufig gebrauchte. Besonders oft erklang sie unten im „Anker“ beim Bier, wo der spöttische Assessor ihn reizte, unter schrecklichem Fluchen



und Schwören. Ja in dem ganzen Städtchen und in der Umgegend wurde sie bekannt, und wenn einer dort fragte: wie sagt der alte Rentmeister Weller, so antwortete gewiß der andere: „Lieber unter die Menschenfresser“.

Die Redensart gefiel ihm deshalb so wohl, weil sie ein so passender Ausdruck für seinen in ihm lebenden, gewiß höchst ungerechtfertigten Haß war, aber sie verhärtete ihn selbst immer mehr und machte ihn den heißen Bitten und Wünschen seiner Frau und seines Sohnes gegenüber völlig unzugänglich.

Er blieb nicht mehr dabei stehen, daß er seinem Sohne den Eintritt zum Militär verschloß, sondern in seiner fast wahnsinnigen Erbitterung verbot er ihm, jeden Staatsdienst oder jede in Vorschlag gebrachte Stellung zu seinem Beruf zu wählen, die nur irgendwie eine Beziehung zu dem preußischen Staatsleben hatte. „Lieber unter die Menschenfresser“ donnerte und wetterte er.

„Du versündigst Dich schwer gegen Gott, gegen deine Obrigkeit und dein eigenes Kind mit deiner Besinnung und deinen Worten, Anton“, sagte seine sanfte, würdige Gemahlin. „Gutes kann auch nicht daraus erfolgen“.

„Ich möchte einmal klar von Dir dargelegt haben, warum Du den Preußen so feind bist. Dieselben sind immer, wie mir Otto sagt, ein Glück und ein Segen für Deutschland gewesen, und haben, abgesehen von den Großthaten der Freiheitskriege, schon seitdem der große Kurfürst die Schweden aus Deutschland hinauswarf, an der Befreiung und Größe Deutschlands gearbeitet, indem sie oft ihr Bestes und ihre Besten dafür opferten. Auch der letzte Krieg ist zum Heil Deutschlands gewesen und geführt worden. Um große nationale Gedanken zu verwirklichen, haben sie ihn nur gezwungen aufgenommen

und allerdings durch ihre Schnelligkeit und Energie diejenigen überrascht, die zuerst das Kriegsgeschrei erhoben hatten. Aber wie sie groß waren im Krieg, waren sie auch groß im Sieg. Die siegende Gegenpartei hätte vielleicht nicht dieselbe Mäßigung geübt. Dagegen war der Edelmut und die zarte Rücksichtnahme der Preußen den unterworfenen Feinden gegenüber wahrhaft bewundernswürdig. Wer die neue Ordnung anerkannte und sich nachgiebig zeigte, behielt seinen Besitz" —

„und wer nicht wollte, wie sie wollten, dem nahmen sie alles“, polterte rot vor Zorn der Rentmeister.

„Aber nur zögernd“, erwiderte seine Frau, „und nur gegen reiche Entschädigung, aber allerdings mit vollem Recht. Wer sich unter keiner Bedingung fügen wollte und den neuen Bund nicht anerkannte, hatte natürlich auch keinen Platz in demselben“.

„Das spricht der Jungpreuße drüben aus dir, dem es leid thut, daß er nicht in ihren Reihen fechten kann“, höhnte der Rentmeister.

„Anton, Anton!“ sagte bittend und warnend die Frau. „Lieber unter die Menschenfresser!“ rief er. „Laß einmal dieses unselige Wort“, unterbrach ihn seine Frau in höchster Entrüstung. Mir wird jedesmal himmelangst, wenn ich es höre, denn ich fürchte Gott könnte es einmal zur furchtbaren Wahrheit werden lassen, was Du nur so in deiner blinden Leidenschaft ohne Ueberlegung hinaus-schreist“.

„Ohne Ueberlegung?“ schrie der Schreckliche. „Eine Bombe soll mich erschlagen, wenn es nicht mein furchtbarer Ernst ist“.

„Gott, o Gott!“ sagte erbebend und erbleichend die Frau. „Anton, Du wirst noch an diese Stunde gedenken

und mit heißer Reue gedenken. Fordere doch nicht frevelnd Gottes Gerichte heraus. In der Bibel steht nicht umsonst: „Irrret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten“.

„Du hast fürwahr mit Deinem Zorn, Deinem Haß und Deinem gottlosen Fluchen auf die Langmut Gottes hin schon lange genug gesündigt; Dein Maß könnte voll sein.“

„O wie oft habe ich, seit ich es aufgeben mußte, Dir Dein gotteslästerliches Fluchen abzugewöhnen, auf den Knien gelegen und habe Gott gebeten, er möge Deine schrecklichen Verwünschungen und Flüche nicht auf Dein Haupt sammeln und möge Dich endlich zur Einsicht kommen lassen.“

„Ich brauchte Deine Gebete nicht,“ erwiderte barsch der gereizte Gatte. „Ich habe mir nichts vorzuwerfen, Gott weiß, daß ich nur das Rechte, das Wahre und das Gute will und auf die Form kommt es ihm nicht an“.

„Du hast Dir nichts vorzuwerfen, Anton?“ fragte vor Staunen erstarrend die Gattin. „Ist denn Fluchen, ist denn Zorn, Haß, Feindschaft, Rachgier keine Sünde?“

„Dem Feinde des Vaterlandes gegenüber nicht“, erwiderte der Rentmeister.

„Das Christentum kennt solche Ausnahmen nicht. Die machst Du Dir selbst, um Dich zu entschuldigen, sagte ernst seine Frau. Übrigens sind die Preußen schon längst unsere Feinde nicht mehr. Vielmehr klage ich Dich häßlicher Undankbarkeit an, mit der Du alle Wohlthaten, die Dir von ihrer Seite erwiesen worden sind, vergiltst. Denke nur an die Großmut jenes preußischen Obersten, der die dunkle Stunde, die Deine unmäßige Leidenschaft und Dein unkluger Widerstand über unser Haus schon herauf beschworen hatte und die das Glück unserer Zukunft für immer gefährdete, in lauter Licht verwandelte. Du hättest dem edlen Manne für das

Leben und die Freiheit unseres Kindes und für Dein Leben und Deine Freiheit und für meine selige Freude, in die er meine schrecklichste Herzensangst verwandelte, auf den Knien danken müssen und seine großartige Handlungsweise nie vergessen dürfen, aber statt dessen hast Du nur heimlich gebrummt und geflucht.

„Ist das etwa recht? Kannst Du wirklich zum Himmel aufblicken und sagen: ich habe mir nichts vorzuwerfen?“

„Aber ebenso wie der Undankbarkeit zeihe ich Dich der Untreue.“

„Trotz Deines feindseligen Gebahrens hat man Dir in unbegreiflicher Milde Dein Amt und Deine Stellung gelassen; Du aber hast Deinem König und Herrn, der, nebenbei gesagt, der menschenfreundlichste, hochherzigste, verehrungswürdigste Fürst ist, der je einen Thron geziert hat, Treue geschworen. Wie hältst Du nun diesen Eid? Bist Du nicht im Herzen ein Aufwiegler, der sich und seinen Sohn der Unterthanenpflicht zu entziehen sucht? Ist das recht? Kannst Du wirklich zum Himmel aufblicken und sagen: Ich habe mir nichts vorzuwerfen?“

„In derselben Weise gebe ich Dir zu bedenken, daß Du, wie die Unterthanenpflicht, auch Deine Vaterpflicht vernachlässigst.“

„Wir haben durch Gottes Gnade in unserem Sohne einen Schatz, der gar nicht genug gewürdigt werden kann. Während andere Eltern klagen, können wir sagen: er hat uns noch nie Sorge und Kummer gemacht, sondern eitel Freude. Er ist unser Stolz und unsere Liebe. Ein begabter, hochstrebender Jüngling mit der reinsten, edelsten Gesinnung, ein Kind von Jugendkraft und Schönheit steht er vor uns. Dürfen wir ihn verderben lassen? Wäre es nicht Sünde und Schande? Und doch stellst Du Dich

seiner Zukunft entgegen und raubst ihm Luft und Licht zu seiner Entwicklung, indem du ihm in blinder, selbstfüchtiger Leidenschaft seinen erwählten Beruf verschließt.

„Ist das väterlich? ist das recht? Wie willst Du das dem Himmel gegenüber verantworten?“

Die Vorwürfe der klugen Frau fielen wie Keulenschläge auf das an sich ehrliche und offene Gemüt des Kentmeisters und wirkten bei dem hartgesottenen Sünder keine geringe Beschämung, allein sein Stolz bäumte und grimmte sich gegen jegliche Nachgiebigkeit.

„In des Teufels Namen, so laß ihn in das Ausland gehen!“ rief er hochrot im Gesichte.

Das Wort Ausland, das der Kentmeister so sehr betonte, hatte eine nur den Ehegatten bekannte noch ganz besondere Bedeutung, die der Frau wehe thun mußte, aber der Kentmeister wollte ihr für die erlittene Demütigung wehe, recht wehe thun. Die Frau zuckte auch zusammen, aber sich rasch fassend sagte sie: „Du weißt, daß Du mir heilig versprochen hast, unsern Sohn niemals ins Ausland zu schicken“.

„Aber er kommt auch nicht unter die Preußen, lieber unter die Menschenfresser“, schrie er, und warf im Fortgehen die Thüre zu, daß es durch das ganze alte Gebäude hinhalte.

Der frühere Kadett hatte in seinen Bestrebungen, dem Stillesitzen und Zuwarten zu entgehen, einen ebenso heftigen Widersacher an seiner Mutter wie an seinem Vater. In gleicher Stärke wie nach seinem früheren Berufe sehnte er sich hinaus in die weite, weite Welt. Wenn ihm aber der Vater den Beruf verschloß, verschloß ihm die Mutter die Welt. Nur war es nicht Haß, der sie bewegte, sondern liebende Besorgnis. Sie wollte den

Liebling ihres Herzens, den Abgott ihrer Seele nicht fern von sich fremden Gefahren ausgesetzt wissen.

Dabei hegte sie jedoch noch eine wirklich abergläubische Furcht vor der See und den überseeischen Ländern, welches Gefühl mit ihrer Geburt und Abstammung zusammenhing.

Ihr Vater war ein außerordentlich geschickter Ingenieur gewesen, der einst von der holländischen Regierung berufen worden war, in ihren indischen Besitzungen bedeutende Vermessungen vorzunehmen. Nur zögernd hatte er sich entschlossen, die höchst einträgliche und ehrenvolle Stellung anzunehmen, indem er sich kurz vorher mit einem lebenswürdigen Pfarrtöchterchen verlobt hatte. Allein, als diese versprach, ihm nachzureisen, sobald er sich einigermaßen etabliert hätte, war er frohen Mutes fortgegangen.

Das mutvolle Mädchen unternahm wirklich die weite, gefahrvolle Reise und wurde von dem glücklichen Bräutigam in dem Hafen von Batavia auf das freundlichste begrüßt, der sich alsbald mit ihr trauen ließ und die junge Gattin in eine Art Paradies von Landgut führte, welches er sich in der kurzen Zeit seines Dortseins erworben hatte. Wie im Paradies lebte auch einige Jahre das junge Paar. Dann starb der Mann am gelben Fieber und die trostlose Witwe wollte mit ihrem vierjährigen Kinde auf einem Schiffe nach Europa zurückkehren. Allein sie starb auf dem Schiffe und ihr Leichnam wurde in das Meer versenkt. Das vierjährige Mädchen hatte entsetzt diesem schrecklichen Akte mitzugeschaut und konnte denselben, so jung sie damals war, ihr Leben lang nicht vergessen.

Sie kam zu ihrer Großmutter, die als arme Pfarrwitwe in der Stadt lebte und für die Ihrigen zu sorgen suchte, indem sie junge Leute in Kost und Logis nahm. Bei ihr wohnte auch der junge stattliche Leutnant Weller.

Mit Lust sah er die kleine Javanessin sich zu einer herrlichen Jungfrau entfalten, und als ihm in der Rentmeisterstelle eine Zivilversorgung gewährt worden war, führte er sie als Gattin heim.

Doch ehe Anna ihrem Anton ihr Jawort gab, hatte sie ihn gebeten: „Gelobe mir, daß Du mich niemals auf die See führst. Ich würde wahnsinnig werden, wenn ich meiner Mutter Grab sähe“. Und als später der kleine Otto zappelnd in der Wiege lag, nahm sie noch aufgeregter ihres Gatten Hand: „Du mußt mir versprechen, niemals unser Kind zur See zu schicken. Ich könnte den Gedanken nicht aushalten. Die See hat an dem Opfer meiner Mutter genug“.

Der Rentmeister hatte es beidemal seiner Frau gelobt und auch bis jetzt sein Wort gehalten. Aber ob er in Zukunft so gewissenhaft bleiben würde?

Bei einem Familienfeste im Hause des Rentmeisters wurde es plötzlich anders. Wenn die gute Rentmeisterin eine Ahnung von dieser verhängnisvollen Wendung der Dinge gehabt hätte, hätte sie nicht so eifrige Vorbereitungen zu dem Feste gemacht und nicht so viel Gesellschaft eingeladen. Allein sie wollte ihrem Manne zu seinem fünfzigjährigen Geburtstage eine Freude machen und hatte seine Verwandten und besten Bekannten zu der Feier desselben eingeladen.

Die erste Begrüßung war gerade vorüber und, nachdem die Gäste Platz genommen hatten, war eine gewisse Stockung im Gespräch entstanden, als der junge Otto eintrat. Seine hohe, kräftig schöne Erscheinung hätte überall Aufmerksamkeit erregt, aber hier, wo man Gelegenheit fand, den Gastgebern etwas Schmeichelhaftes zu sagen, doppelte und dreifach. Als die Beglückwünschungen

und das halblaute Lob endlich ein Ende nahm, kamen jedoch die Fragen duzendweise: „Was soll aus ihm werden?“ „Was gedenken Sie aus ihm zu machen?“ „Er hat Anlagen zu allem“. Daran reihten sich die verschiedenartigsten Vorschläge, die wieder von anderen bekämpft wurden, die aber sämtlich sowohl die Eltern, als auch den jungen Mann in Verlegenheit brachten, bis allmählich das Verstummen der Kentmeisterischen Familie auch die Gäste stumm machte.

Eine entfernte Verwandte der Frau Kentmeister, die unten im Städtchen wohnte und sich nicht nur durch eine außerordentlich spitze Nase, sondern auch durch eine außerordentlich starke Stimme auszeichnete und die alles hörte und alles sah, obwohl sie sich stets über ihre Häckelarbeit bückte, sagte jetzt in die entstehende Stille hinein:

„Anna, warum läßt Du Deinen Sohn nicht in holländische Dienste treten, Du bist selbst in holländisch Indien, in Java geboren und, wie ich immer gehört habe, besitzt ihr noch Ansprüche an die holländische Regierung, die ihr jederzeit erheben könnt?“

Diese Worte erregten einen wahren Sturm in der Gesellschaft.

„Ei, ei, ei — warum wollet ihr diese günstige Gelegenheit nicht benutzen?“

Jeder wußte eine Geschichte von einem Offizier, der in holländischen Diensten gestanden hatte und mit reicher Pension und Gold beladen heimgekehrt war. Besonders machte sich der dicke Amtmann mit seiner tiefen Baßstimme breit: „Kentmeister, alter Freund, Sie werden mir immer unbegreiflicher. Der Mensch hat Hunger und hat die Bratwurst in der Hand und beißt nicht zu.“



Sagen Sie mir um's himmelswillen warum haben Sie noch keine Schritte gethan, ihren Sohn dort unterzuschaffen?"

Der Rentmeister erwiderte kleinlaut etwas von der Furcht, die seine Frau vor dem Meere habe.

„Dummheiten!“ rief der Amtmann. „Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Sie ist zwar schon alt und bekannt, aber sie paßt hierher:

„Ein Matrose wurde von einem Herrn des Binnenlandes, der das Meer zum erstenmal sah und ein größeres Schiff, das im Hafen lag, besichtigte, gefragt, ob er keine Furcht vor der See habe. ‚Nein!‘ sagte dieser verwundert. ‚Ich stamme aus einem alten Schiffer- und Fischergeschlecht und bin fürwahr vertraut mit ihr‘.

‚Wo ist denn Euer Vater gestorben?‘ fragte der Herr.

‚In der See‘, antwortete der Matrose.

‚Und Euer Großvater?‘

‚In der See‘.

‚Und Euer Urgroßvater?‘

‚In der See‘.

‚Wie könnet Ihr es denn nur wagen, auf die See zu gehen, da sie sicher auch Euer Todesbett wird?‘

‚Wenn ich fragen darf‘, erwiderte der Matrose, ‚wo ist denn Ihr Vater gestorben?‘

‚Im Bett natürlich‘, sagte der Herr.

‚Und Ihr Großvater?‘

‚Auch im Bett‘.

‚Und Ihr Urgroßvater?‘

‚Auch im Bett‘.

‚Und Sie wagen abends ins Bett zu steigen, das doch sicher einmal Ihr Todesbett wird‘, lachte der Matrose.“

Auch die Gesellschaft lachte.

„Ich möchte lieber im Bett sterben“, meinte eine der Damen. „Puh, das Wasser ist so kalt“.

„Der Tod ist überhaupt kalt“, spottete der Assessor.

„Aber wenn man ertrinkt, wird das Leben doch verkürzt“, sagte eine andere.

„Nun, im Bette kann das Leben auch verkürzt werden, nicht wahr, Doktor?“ lachte der Assessor zu dem alten gutmütigen Landarzte hinüber, der sehr gut einen Scherz vertragen konnte und meistens mitmachte.

„Aber die Haifische, wie schrecklich“, sagte die erste wieder.

„Nun, die Messer und Instrumente der Doktoren sind auch nicht zu verachten“, witzelte der unverbesserliche Assessor weiter.

„Dummheiten!“ rief der Amtmann, der gewöhnt war, jede Rede mit diesem nicht gerade schönen Worte anzufangen.

„Die großen Seedampfer sind jetzt so herrlich eingerichtet, daß man dort allen Komfort eines großen Gasthofes hat und von Gefahr fast keine Rede mehr sein kann. Wie es bisher europäische Bummler gab, die sich bald auf den Trottoirs von Paris, bald von Neapel, bald von Petersburg herumtrieben und die dortigen Küchen probierten, so gibt es jetzt schon ‚Weltbummler‘, die die indischen Bogelnester, den chinesischen Thee, die javanischen Kokosnüsse, die lappländische Rentiermilch und das Seehundsfleisch der Eskimos an der Quelle versuchen müssen. Die Erde ist für uns bald zu klein“.

„Ob klein, ob groß, ob gefährlich oder ungefährlich“, fiel der Ortspfarrer mit einer gewissen Feierlichkeit ein, „ist völlig gleichgiltig. Die Erde ist überall Gottes und überall, wo er auch weilen mag, findet sich der Mensch“.

in Gottes Hand. Jedenfalls soll darum weder Meer noch Wüste uns ernstliche Bedenken darbieten, einen Beruf nicht zu ergreifen und eine gebotene Aussicht zu verschmähen“.

„Ja, er soll auch hin“, rief der Rentmeister, sich selbst in die Hitze arbeitend.

„Anton, das kannst, das darfst Du mir nicht thun“, klagte seine Frau erblassend. Es war ihr, als würde sie von ihrem Manne selbst in das Wasser gestoßen und müsse nach Rettung um sich greifen.

„Otto, Otto, hilf mir. Nicht wahr, Du gehst nicht fort?“

Otto wäre nur allzugerne gegangen, aber, da er die Herzensangst seiner Mutter sah, sagte er mit einer entschlagenden, hoffnungslosen Miene: „Ich gehe nicht; ich verspreche es Dir“.

„Weil Du ein Feigling bist“, schrie der fassungslos werdende Vater, weil Du Wasserscheu hast, wie Deine Mutter“.

Der Jüngling war aufgesprungen und während ihm alles Blut in das Gesicht stieg, vor seinen Vater hingetreten, aber dort mäßigte er sich und sagte mit einer Stimme, deren Zittern man zwar den inneren furchtbaren Kampf anmerkte, doch ruhig und bestimmt: „Ich bin kein Feigling, Vater. Du hast kein Recht, mich so zu nennen. Auch darfst Du mich nicht so hart beleidigen vor den Gästen unseres Hauses. Ein Vater hat auch Pflichten gegen sein Kind.“

Dem Rentmeister schwellen die Stirnadern furchtbar an. Er hätte sich vielleicht an seinem Sohne thätlich vergriffen, wenn ihn nicht seine Freunde zurückgehalten hätten.

„Du bist und bleibst ein Feigling“, schrie er kaum seiner mächtig. „Oder beweise es, daß Du es nicht bist“.

Jetzt wurde auch der Sohn leichenblaß, aber mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Selbstbeherrschung ging er zu seiner Mutter, die in Angst für ihr Kind zitterte. In inniger Liebe sich zu ihr neigend flehte er: „Mutter, Du siehst, ich kann nicht anders. Ich kann diese Schmach als angehender Offizier nicht auf mir sitzen lassen. Gib mir mein Versprechen zurück, damit ich beweisen kann, daß ich kein Feigling bin“.

„Du schickst mein Kind in den Tod. Du bist sein Mörder, Anton“, schrie die Kentmeisterin in unsäglichem Schmerze auf.

„Ich übernehme jegliche Verantwortung“, erwiderte fast höhnisch der Kentmeister, daß es seine Frau wie ein Dolchstich in ihr wundes Herz traf.

„So übernimm sie“, sagte in höchster Empörung die Frau. „Du und auch Otto seid Eurer Versprechungen ledig. Ich will niemand im Wege stehen“.

---

### III.

#### Wie Gott einen beim Worte nimmt.

Es mochten ungefähr sechs Monate nach jener aufregenden Szene vergangen sein, als der Kentmeister und seine Frau in tiefster, banger Unterhaltung am Frühstückstische saßen. Nach einem langen, schweren Winter war es wieder Frühling geworden, aber der Frühlingssonnenstrahl, der das hohe, weite Gemach durchleuchtete, drang nicht in ihre verbitterten, vereinsamten Herzen.

Draußen rauschten fröhlich die Blütenbäume und summten in heiterer Lebenslust Mücken und Käfer, aber in dem alten Bergschlosse war die Friedenssonne untergegangen und den düsteren, dumpfen Bau durchwärmten weder Licht noch Liebe.

Wie die Schwalben einst war auch der Sohn des Hauses fortgezogen in ferne Länder über weite Meere. Aber die Schwäblein waren wiedergekehrt zu ihren alten Nestern und hatten neue dazugebaut und durchschwärmten lustig zwitschernd die alten Bahnen und Gassen, doch von Otto wußte man nur, daß er auf das Meerschiff gegangen war. Von dieser Zeit an hatte man weder Nachricht noch Brief.

Die Rentmeisterin zeigte ein krankes, bleiches Aussehen. Ihre sonst so freundlich lächelnden, guten Augen blickten so müde und traurig in die Welt, als wenn sie Lust hätten, sich für immer zu schließen. Bei dem Rentmeister dagegen konnte man eine gewisse Scheu im Wesen beobachten, wie man sie bei solchen, die von Gewissensbissen gefoltert sind, wahrnimmt. Innerlich verzehrte ihn eine wahre Hölleangst um seinen Sohn, während er nach außen hin sich stark zu stellen suchte, was ihm aber nicht recht gelang. Er fluchte weniger und nicht mehr so grimmig und nur noch außerhalb des Hauses. In der Gegenwart seiner Frau benahm er sich zart und liebevoll. Er bereute tief, daß er die ihrer Seele eingewurzelte Angst so wenig beachtet und ihr sein heiliges Versprechen gebrochen und in gewisser Art einen Verrat an ihrem liebenden, vertrauenden Herzen begangen hatte. Mit halber Verzweiflung sah er den Verfall ihrer Schönheit und ihrer Gesundheit, ohne ein Mittel zu haben, um ihr zu helfen.

„Ich meine, Du sähest noch bleicher und trauriger aus, wie sonst, liebe Anna?“ sagte an jenem Morgen in besorgtestem Tone der raube Mann. „Du issest auch fast nichts. O so sprich doch! Hast Du denn kein Wort mehr für mich?“

In Annas bleiches Gesicht drängte sich plötzlich alles Blut und Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Ich glaube, Otto hat sich heute Nacht bei mir angemeldet. —

„Er ist tot“, fügte sie mit leiser Stimme zu und brach dann in lautes Schluchzen aus.

Auch der Rentmeister wurde weiß wie die Wand. Der Schrecken lähmte ihn fast, aber sich rasch wieder erholend rief er gleich seinem Freunde dem Amtmann: „Dummes Zeug! Wer wird sich denn solchem Aberglauben hingeben?“

„Das ist kein Aberglauben, lieber Mann“, sagte die Rentmeisterin in tiefbekümmertem Tone. „Ich habe in meinen stillen Stunden schon oft darüber nachgedacht. Es gibt dunkle Gebiete in unserem Seelenleben, die werden auch die Gescheitesten in dieser Welt nicht völlig erforschen und erhellen. Dazu gehören die Träume, die Ahnungen und die Anmeldungen Sterbender. Ich sage ja auch im allgemeinen: ‚Träume sind Schäume‘ und verwirfe alle gewöhnlichen Vorbedeutungen und erschrecke durchaus nicht, wenn einmal ein Bild von der Wand fällt oder ein Käuzchen ruft, aber wer kann mit seinem nüchternen Verstand dort eindringen, wo Beziehungen zwischen Menschenseele und Menschenseele stattfinden und ergründen, ob es nicht irgend eine unbekannte Vermittlung zwischen ihnen gibt, zumal wenn sie sich nicht bloß

lieben, sondern durch die Liebe geradezu untereinander verwachsen sind.

„Sage mir nur, Anton, wie ist das zu erklären, daß, wenn jemand sich unserem Hause nähert, an dessen Ankunft man gar nicht denkt, man oft ganz unvermittelt über denselben zu sprechen anfängt? Ist da nicht auch eine überleitende Verbindung zwischen Seele und Seele hergestellt? Warum soll nicht der viel stärkere, intensivere Gedanke eines Sterbenden irgend welche Einwirkung auf unsere Seele üben?“

„Das sind ungesunde Dinge, Anna, in denen Dein Geist sich bewegt“, sagte selbst unruhig werdend der Kentmeister. „Du bist krank. Du leidest an Nervenüberreizung. Aus diesen kranken Nerven kommen Deine schwarzen Träume und Ahnungen. Ich bitte Dich, laß doch diese Thorheiten, welche Dich noch unglücklicher machen, als Du schon bist“.

„Nun, so höre!“ sagte gereizt die Frau, welche in ihrer Aufregung nicht merkte, daß es ihrem Manne schon bange genug war und daß derselbe mit seinen Gründen sich selbst zu beruhigen suchte.

„Mein Traum begann gar nicht schwarz. Die Sonne schien und Du und ich gingen in dem Alpenbacher Thälchen, das nach der Hauptstadt führt. Berg, Thal und Wald glänzten herrlicher als jemals und die Vöglein sangen wahrhaft wunderbar. Wir beide aber waren so unendlich froh und glücklich. Sonne, Glanz und Gesang und unsere Freude stimmten auf eine unbegreifliche Weise zusammen. Aber auf einmal merkte ich, warum wir so froh waren, warum die Sonne glänzte und die Vöglein sangen. Unser Sohn kam daher wie ein mächtiger Sieger und auf einmal war auch eine große Menge Volkes da.

Die schrieten sämtlich: ‚Heil, Heil Otto‘ und begrüßten und beglückwünschten uns.

„Sedoch wie mit Handumdrehen war die Sonne verschwunden. Schwarze, schreckliche Wolken ballten sich am Horizonte und statt des idyllischen Thälchens brauste ein sturmbewegtes, donnerndes Meer. Mitten in dem donnernden Meer aber ging ein schwankendes Schiff. Der Kapitän kommandierte, die Matrosen kletterten in den schwanken Leitern und Masten.

„Dann war das Schiff verschwunden, aber in den schäumenden Wogen erschien ein mir nur zu bekanntes liebes Lockenhaupt. Es war unser Otto, der auf der öden, mächtigen See hilflos und verzweifelt mit den verschlingenden Wassern um sein Leben kämpfte.

„Doch der Gefahren waren nicht genug. Jetzt erschienen eine immer mehr wachsende Anzahl Haifische, von denen jeder auf der Stirne mit glänzenden Buchstaben die Aufschrift ‚Menschenfresser‘ führte. Sie umringten unser Kind mit ihren gährenden, zahnreichen Kachen und ihren todsprühenden, tückischen Augen. Vergeblich war sein Kämpfen, ihnen zu entgehen. Mein Herz stand fast stille vor Angst und Entsetzen. Und nun spergte einer, der den Kachen aller anderen zu haben schien, das Maul auf. Der Leib unseres Sohnes lag in seinem blutroten Kachen.

„Ich verhüllte die Augen, aber es erklang sein Todes-schrei, der bis in unser Haus drang und an den Wänden meines Schlafzimmers wiederzuhallen schien und mir das Blut in Eis erstarrte. ‚Mutter, Mutter!‘ schrie es aber so lebhaft und so deutlich, daß ich noch lange nachher, ja jetzt noch den Ruf meines Kindes höre und noch



jetzt zittere, wenn ich daran denke“. Sie brach in ein lautes Weinen aus.

Der Rentmeister saß lange stumm da. Er war tief erschüttert. Auch ihn erfaßte eine unbestimmte, niederdrückende Furcht. Allein noch mehr drückten ihn die schmerzlichen Thränen seiner Frau. Sie hätten nicht zu sein brauchen. Es hätte alles nicht zu sein brauchen. Ihn durchzuckte wieder mit aller Kraft der Gedanke, der ihn in letzter Zeit nicht mehr verlassen wollte, daß er mit seiner Zornwut und seinem Eigenwillen der Mörder seines eigenen Kindes wäre.

Mit einer vor innerer Verlegenheit fast zitternder Stimme sagte er: „So nimm doch endlich Vernunft an, Anna. Wenn Du mit klarem Verstande überlegst, wirst Du finden, daß Dein Traum ja nichts anderes ist als ein treues Abbild dessen, worüber Du Dir bei Tage deine Gedanken und Sorgen machst. Weil Du wünschtest, daß er in das preußische Kadettenhaus eintreten sollte, hast Du ihn als Offizier gesehen und weil Du die Gefahren und Ungeheuer des Meeres fürchtest, hast Du ihn in ihrer Umgebung geschaut“.

Er wurde in seiner Rede unterbrochen durch den Eintritt des Rezepturdiener's, der die am Morgen eingelaufenen Brieffschaften übergab.

Unter verschiedenen Dienstschreiben befand sich auch ein Privatbrief, nach welchem der Rentmeister hastig griff, indem er glaubte, bekannte Schriftzüge zu entdecken. Er warf einen schnellen Blick darauf, dann rief er triumphierend, während sich seine harten Gesichtszüge verklärten und es in seinen Augenwinkeln feucht wurde: „Siehst Du, Anna, daß ich recht hatte. Ein Brief von unserem Sohne aus Batavia. Der Bursche ist glücklich hinübergekommen“.

„Gott sei Dank“, rief die geängstete Frau aus erleichtertem Herzen heraus und faltete zu innigem Dankgebete die Hände.

Der Kentmeister hatte den Brief erbrochen und seine Frau sagte: „Lies!“

Der Kentmeister las:

„Lieber Vater und herzliche Mutter!

„Vor allen Dingen Gruß und Kuß von Eurem indischen Holländer! Daß ich glücklich angekommen bin, brauch ich wahrscheinlich nicht mehr zu schreiben, auch nicht, daß ich gesund und munter bin. Das müßet Ihr eben aus dem Ganzen merken. Zum zweiten, damit ich das nicht vergesse, grüßet mir die Schwalben, die wahrscheinlich jetzt wieder bei Euch sind und saget ihnen: ‚ich sei jetzt auch über das Meer geflogen und noch weiter wie sie‘. O, wie oft habe ich sie beneidet, als ich daheim wie ein Gefesselter saß.

„Liebe Mutter, was hast Du nur gegen das Meer? Dasselbe ist die großartigste Offenbarung des großen Gottes auf Erden. Dort empfängt man zuerst eine Ahnung des Gewaltigen und Unermeßlichen. Was sind unsere Ebenen und Weiden gegen die rastlose, endlose Wasserfläche des Meeres, wo man Wochen für Wochen nichts sieht wie unter sich die verräterische Woge und über sich den wechselnden Himmel? Was ist der mächtigste Donner, der durch unsere Täler heult, ein schwacher verschwindender Laut gegen die Wildheit eines Meeresturms? Und wenn auch unsere Berge höher sind und unsere Täler tiefer, was sind die Schrecken selbst der majestätischen Alpen gegen jene gähnenden Schluchten und Schlünde, die der Orkan in der Meerestiefe aufreißt und gegen die schaumbedeckten Wasserberge, die wie von der

Peitsche wildgewordene Rosse auf das gebrechliche Schiff losbrechen?

„Aber man fühlt sich deswegen nicht klein oder gedrückt, sondern gerade umgekehrt größer und freier. Man ist wie losgelöst von allem Kleinen, Alltäglichen. Der in den Wassern spiegelnde Himmel ist einem näher und vor einem liegt die weite große Welt. Der Blick wird weiter, ja der Atem wird freier. Und ist der Mensch nicht der Herr? Müssen die sich bäumenden Wellenrosse nicht den Menschen tragen, wohin er will?

„Du kannst mir glauben, Mutter, als der Sturm am wildesten tobte und die Wasserriesen mit unserem Schifflein Fangball spielten, indem sie es wehrlos bald in die Höhe, bald in die Tiefe schleuderten, als Sturzsee nach Sturzsee über uns hinging, daß wir uns anflammern mußten, um nicht mitgenommen zu werden in die Tiefe, als die empörten Wasserwogen ihren Schaum fast bis zu dem schwarzumhangenen, zürnenden Himmel spritzten, und in dem wilden Kampfe der entfesselten Naturgewalten unser Schifflein ächzte und stöhnte und einem fast Hören und Sehen verging, habe ich auf Deck gestanden und vor lauter Lust in das Chaos hineingejauchzt“.

„Das ist ja frevelhaft“, sagte die Mutter.

„Nein“, erwiderte der Kentmeister mit leuchtendem Auge. „In dem Jungen ist Rasse. Der ist von dem Holze, aus dem man Helden schnitzt. — Aber wir wollen fortfahren“.

Der Kentmeister laß:

„Obwohl ich vorerst nur noch Unteroffizier war, wurde ich doch auf dem Schiffe als angehender Offizier zur Offizier Tafel gezogen.“

„Es war ein Regierungsschiff, auf welchem zur Ver-

vollständigung der indischen Regimente Truppen und Offiziere und zugleich auch eine ganze Anzahl sonstiger Regierungsbeamten und großer Kaufleute mit Familien ihre Überfahrt nach Batavia machten.

„Wir hatten eine außerordentlich anregende und angenehme Gesellschaft, hauptsächlich belebt durch einige Damen, die sich durch Reichtum, Schönheit, Geist und Witz auszeichneten und dadurch den fast natürlichen Mittelpunkt für alle Passagiere bildeten.

„Ich wäre freilich fast ganz unbeachtet geblieben, schon als Ausländer und weiterhin wegen meiner mangelnden Aussprache des Holländischen und vor allen Dingen wegen meiner niedrigen Stellung, wenn ich mir nicht die besondere Freundschaft einer höchst vornehmen Familie während der Überfahrt erworben hätte.

„Unter den Damen die schönste war unstreitig eine reiche Kaufmannstochter aus Borneo, aber ganz verschieden von dem sonstigen holländischen Phlegma, von großer Lebhaftigkeit und voll Neckereien. Am meisten von ihr zu leiden hatte ein für seine Jahre überaus beleibter, aber sonst schöner, großer, junger Mann, der sterblich in sie verliebt war.

„Sie verlangte stets Beweise seiner Liebe zu ihr in ausgesucht gewagten Ritterdiensten, indem sie behauptete, ein so corpulenter Herr liebe nur sich und die Tafel und könne das Gegenteil gar nicht genug darthun. Das meiste war natürlich scherzhaft und amüsierte die Gesellschaft, aber manches ging auch über den Scherz hinaus und wenn der junge Herr nicht so überaus gutmütig gewesen wäre, hätte er gleich dem Ritter Delorges ‚im Handschuh von Schiller‘ der Fräulein Kunigunde längst den Handschuh in das Gesicht geworfen. Allein so oft

er auch schon ausgelacht worden war, ging er doch wieder auf ihre Thorheiten ein.

„Ich hatte eine gewisse Sympathie für den Herrn van Touwen (so hieß er) schon deswegen, weil es in meiner Natur liegt, mich aller Unterdrückten und Leidenden anzunehmen und Herr van Touwen hatte wegen einer gewissen Unbeholfenheit, die ihm einmal anflehte, viel zu leiden. Aber er war es auch vielleicht allein von der ganzen vornehmen Gesellschaft, der mich der Beachtung wert hielt und mich mit gleicher Höflichkeit behandelte wie den höchsten Offizier. Zugleich verkehrte ich viel mit seiner Schwester, einem liebreizenden Kinde, das deutsch gelernt hatte und gern deutsch mit mir sprach und wie verzaubert zuhörte, wenn ich ihm deutsche Märchen erzählte und deutsche Lieder sang.

„Eines Tages, als wir ein wenig rauhes Wetter hatten, ‚Wostwetter‘ wie Ihr es daheim nennt, wo bald die Sonne scheint, bald mit einer schwarzen Wolke der Sturm kommt, hatte der Wind der schönen neckischen ‚Jungfrau Isabelle‘ ihren feinsten Spitzenschleier entführt und ihn oben an den Mast gewirbelt, wo er hängen blieb.

„Van Touwen soll ihn holen, sagte sie. ‚Mein Ritter wird sich nicht vor einer That scheuen, die jeder Schiffsjunge vollbringen kann‘.

„Van Touwen ging wirklich darauf ein, obwohl er ein schlechter Kletterer und obendrein von Schwindel geplagt war. Anfangs verlief auch alles gut, solange er noch in dem Tafelwerk war, allein als er oben in das Freie trat, kam eine heftige ‚Böe‘ (wie sie es nennen) und warf das Schiff über Seite.

„Mann über Bord“, hieß es. Van Touwen war

in die brausende See gefallen. Er hatte sich einen Augenblick festgehalten, aber seine schwankende Lage und der Schwindel hatten ihn in die Tiefe gezogen. Er konnte nicht schwimmen und stieß einen verzweifelnden Hilferuf aus.

„Ich konnte nicht anders, ich mußte ihm nachspringen. Das übermäßige Mitleid drängte mich“. —

„Der Teufelsjunge!“ brummte der Rentmeister. „Was ging ihn der dicke Holländer an? Er geht sicherlich noch einmal auf die Weise zu Grunde“. —

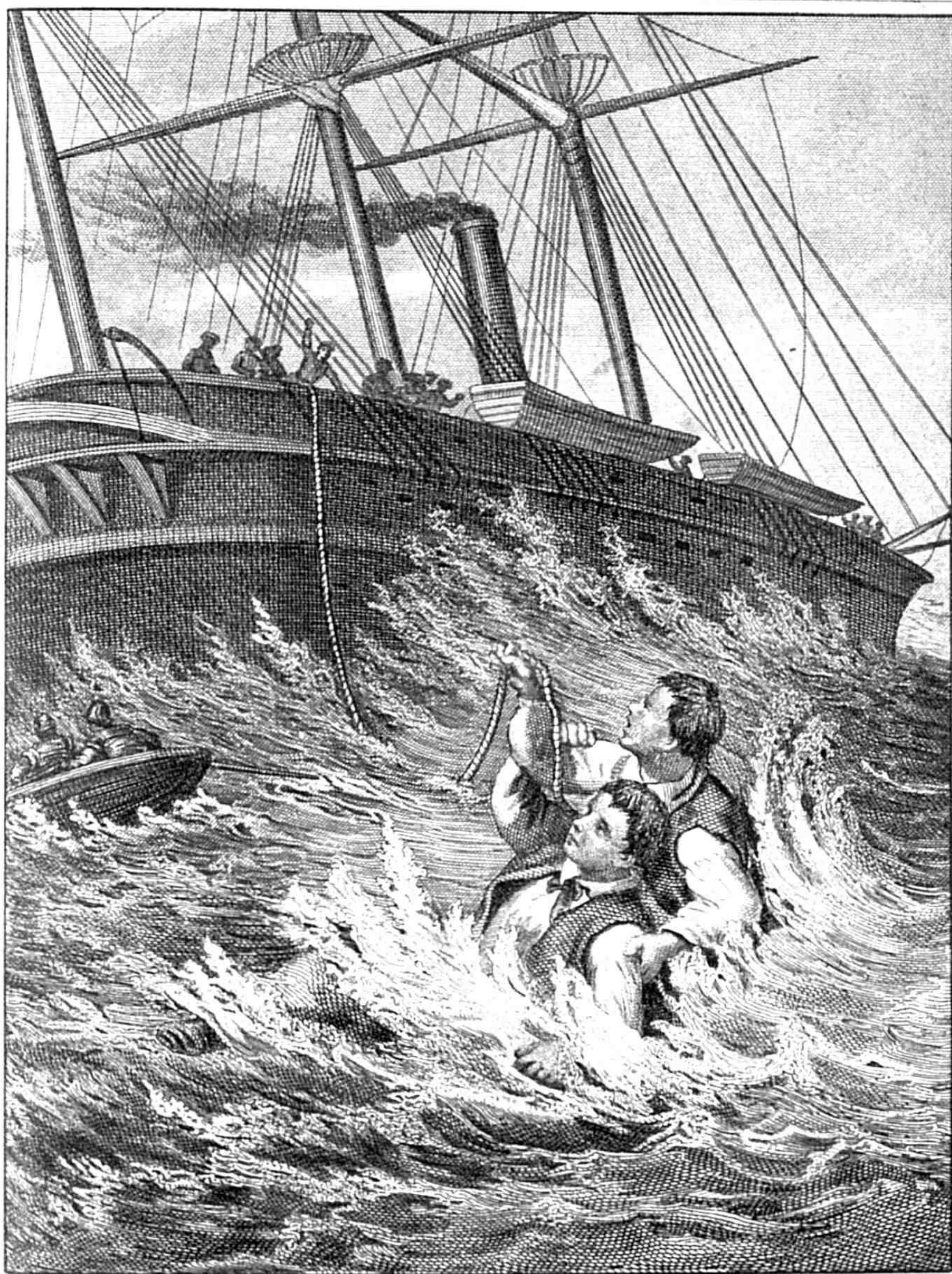
„Gott half mir. Ich erfaßte ihn noch rechtzeitig und zugleich eine Leine, die mir nachgeworfen wurde, so daß ich ihn so lange über Wasser halten konnte, bis das Rettungsboot uns beide aufnahm.“

„Von jetzt an hatte ich gewonnen Spiel in der vornehmen Gesellschaft. Sie nannten mich den ‚deutschen Helden‘ und verhätzelten mich ordentlich. Besonders war es die schöne, junge Dame, welche dafür sorgte, daß mir überall die nötige Ehre erwiesen wurde.“

„Die Familie ‚van Louwen‘ dagegen war voll echter, warmer Dankbarkeit. Die Mutter der beiden Geschwister, welche zu ihrer Erholung mit ihren Kindern in Europa gewesen war, eine behäbige alte Dame, war nachgehends noch ganz außer sich, als sie die Gefahr erfuhr, in welcher ihr Liebling geschwebt hatte.“

„Sie ist keine Frau von vielen Worten, aber wenn sie auch wenig sprach, als ich ihr als Lebensretter vorgestellt wurde, merkte ich, daß niemals ihre Dankbarkeit gegen mich erlöschen würde. Ich habe mir in der guten, herzlichen Frau eine wirklich mütterliche Freundin erworben.“

„Das liebe, herzige Mädchen dagegen, ‚Räthchen‘ oder ‚Raten‘, wie sie dort sagen, weinte an meiner Hand



und betaute dieselbe mit ihren Thränen. Sie steckte mir als Geschenk ihrer Mutter einen herrlichen Diamant-ring von ungeheurem Werte an den Finger.

„Der junge Mann selbst aber umarmte mich und bat um meine Bruderschaft. Ich glaube, daß ich an ihm einen zuverlässigen Freund auf Leben und Tod besitzen werde.

„Es war überhaupt ein großer Glückssprung, den ich an jenem Tage in das Wasser that.

„Wisset, der alte van Louwen, (ich habe es erst später erfahren) ist neben dem Generalgouverneur der bedeutendste und einflußreichste Beamte in Holländisch-Indien. Er hat unter anderem die ganze Militärverwaltung in den Händen und kann auf mein künftiges Schicksal Einfluß haben, ja er hat schon Einfluß gehabt“.

„Wetter noch einmal!“ rief der Rentmeister in seiner Freude sich selbst vergessend. „So hat vielleicht doch der Bursche nicht so unrecht gehabt, in das Meer zu hüpfen“.

Seine Frau antwortete nicht. Sie saß in einer Andacht da, als wäre sie in der Kirche. Jede Unterbrechung that ihr wehe. In etwas gekränktem Tone fuhr der Rentmeister fort zu lesen:

„Am meisten habe ich gemerkt, was eine befreundete Familie in fremdem Lande wert ist, da wir in Batavia landeten. Ich fühlte mich zum erstenmal auf der ganzen Reise vereinsamt und verlassen und hatte eine ziemlich starke Empfindung des Heimwehes. Vor mir that sich in der ungeheuren Südstadt eine völlig unbekannte Welt auf und während in fremden Sprachen, Sitten und Trachten alles um mich herwogte, ging jeder meiner früheren Bekannten seine Wege oder wurde von Angehörigen und Befreundeten empfangen und alle ließen mich, den doppelten Ausländer,



allein. Siehe, als ich recht voll Bitterkeit und Verzagt-heit da stand und in das Meer starrte, trat der junge ‚van Touwen‘ zu mir und klopfte mir freundlich auf die Schulter und seine Schwester faßte mich liebevoll bei der Hand und die alte Dame sagte, daß sie mir ein paar Tage Urlaub ausgemirkt habe, die ich auf ihrer Villa in Buitenzorg verleben solle. Schon hatte ein Savanese mein Gepäck auf der Schulter.

„Ich glaube, Dein Sohn, Mutter, hat damals vor Rührung über die Gutthat dieser Leute ein paar Thränen vergossen.

„Batavia ist ein altes, ungeheures Sumpf- und Fiebernest, in dem sich nur Geldwürmer wohl fühlen mögen. Mir hat es nicht gefallen.

„Dagegen draußen in Weltesreden, wo die Kasernen stehen und in Buitenzorg, wo die Regierung ist, lacht einem das reine Paradies entgegen. Gott, welch ein Pflanzenwuchs und ein üppiges Grün in dieser Palmenwelt, welche Blütenpracht in diesem reinen Sonnenlicht, während in berausenden Düften der kühlende Wind aus tiefblauem Himmel weht und mitten drinnen die Landsitze der Reichen wie Zauberpaläste aus ‚Tausend und einer Nacht‘ emporragen. Ich war wie ein Träumender. Die nordische Fichte kann nur träumen von südlicher Palmenpracht.

„Ich bin eigentlich immer noch im Traum. Denket an, ich bin durch die Bemühungen des alten Herrn van Touwen schon Offizier und stecke bereits in meiner Uniform. Als ich mit derselben angethan zum erstenmal in unsere Villa trat, standen die sämtlichen Leute des Herrn van Touwen aufgepflanzt und schrieten in ihrer Sprache: ‚Hoch, hoch!‘

„Doch ich bleibe nicht in Java. Ich bin nach Borneo bestimmt. Da hast Du, Vater, übrigens auch Deinen Willen. Dort sind noch Menschenfresser. Ich komme jetzt wirklich unter die Menschenfresser“.

Ein eisfalter Schauer fuhr bei diesem verhängnisvollen Worte durch das Gebein der durch den Brief erst warm und freudig erregten Rentmeisterin. „O Gott, rief sie, mein Traum, mein Traum — erst Offizier — dann unter die Menschenfresser. Vielleicht jetzt schon tot. Wann ist der Brief geschrieben?“ Sie sank halb ohnmächtig zurück auf ihren Stuhl.

Aber auch dem Rentmeister brauste es um die Ohren wie die Donner des ewigen Gerichtes. Völlig vernichtet murmelte er mit bleichen Lippen: „Unter die Menschenfresser? O Gott, Du bist gerecht. Ich Flucher, ich Mörder!“ Eine schwarze Wolke beschattete das lichte Traumland des Südens.

---

#### IV.

### Ein wirklicher Menschenfresser.

Borneo ist nicht bloß die größte Sundainsel, sondern auch die größte Insel Asiens und besitzt im Flächengehalt dreihundert Quadratmeilen mehr als das ganze deutsche Reich. Allein während die Nachbarinseln, besonders Java, der Kultur gewonnen und fast in einen einzigen Blütengarten verwandelt worden sind, ist das Innere dieser Insel kaum erforscht und fast noch weniger bekannt als das Innere Afrikas, obwohl es auch ihr nicht gerade an

Schätzen und Reichtümern fehlt, wenn sie auch weniger glänzend hervortreten.

An dieser Unbekanntschaft der Insel scheinen neben anderem die Stämme der wilden und räuberischen Dyaks mit schuld zu sein, die einen Teil der Bewohner Borneos bilden. Wer hat nicht schon von den Dyaks gehört, als kühnen, aber unmenschlich grausamen Seeräubern, die bis in unsere Zeit die Gewässer des indischen Archipels unsicher machen? Wer weiß nicht von ihren schrecklichen Kopfjagden und ihrem scheußlichen Hang für Menschenfleisch zu erzählen?

Die mutigsten Reisenden haben Scheu empfunden, die Wunder dieses Landes, unter denen sogar von geschwänzten Menschen fabuliert wird, aufzudecken. Sind doch eine ganze Anzahl Reisegeellschaften niedergemacht und vielleicht aufgezehrt worden.

Der Jüngste der Reisenden hat seine teilweise Erforschung der inneren Insel bloß unter dem direkten Schutze und der Begleitung eines heimischen Herrschers zu machen gewagt. Ansiedelungen und größere Niederlassungen aber entstanden nur sehr sparsam und nur an der Küste oder an Flüssen und stets gedeckt durch eine Militärmacht.

Holland hat zwar von dem größten Teil der Insel Besitz ergriffen, allein mehr auf dem Papier und dem Namen nach, als in Wirklichkeit. Es ist schon zufrieden, wenn die eingeborenen Herrscher, die es mit allen ihren Rechten an ihren Plätzen gelassen hat, ihren Tribut bezahlen und durch freundliche Handelsbeziehungen mit ihm verbunden sind. Im übrigen läßt es die einzelnen Stämme in ihrem Treiben vollständig gewähren.

Nur um gröbere Ausschreitungen zu verhüten und

den Handel zu schützen, sind meistens den Flüssen entlang hier und da Militärstationen angelegt, die wenigstens äußerlich die Unterwerfung unter die holländische Macht aufrecht erhalten.

In einer dieser Militärstationen in dem Fort Muarabahan oder Bekompai finden wir unseren jungen Helden den holländischen Leutnant Otto Weller wieder.

Genanntes Fort ist höchst strategisch an der Mündung des Nagarafusses in den Barito angelegt unfern von der Hauptstadt dieses Gebietes, von der am Ausfluß des Barito gelegenen Stadt Banjermasin und beherrscht zwei sehr wichtige Stromgebiete. Ein vorzüglicher Kenner des Landes nennt es darum den Schlüssel von mehr als 2300 geographischen Quadratmeilen auf Borneo.

Ähnlich wie in dem volkreichen Banjermasin, dessen Häuser wegen der niedrigen Ufer und den häufigen Überschwemmungen meistens auf Pfählen gebaut sind, erstrecken sich, umschattet von Bananen, Penang und Kokospalmen fast zwei Meilen rings um das Fort die einzelnen Ansiedlungen. Ja viele Häuser, sogenannte „Kafits“, stehen sozusagen auf dem Flusse selbst, da ihr Fundament ein vor Anker liegendes Floß bildet.

So sind auch Hunderte von Rähnen (Prau oder Djufang) zu Läden eingerichtet, worin Frauen mit ungeheuren Hüten vor der brennenden Glut der Südsonne geschützt umherfahren von Haus zu Haus, von „Kafit“ zu „Kafit“, und ihre Früchte und ihre frischen und getrockneten Fische zum Kauf anbieten.

Unter der Bevölkerung sind fast keine Europäer, dagegen viele Chinesen, die die Stelle der Handelsjuden im Süden einnehmen, hausierende Bugis und vor allen Dingen rührige Malaien, die sich gerne mit den benach-

barten Dyakweibern vermählen und so eine Art Mischvolk bilden.

Der Anblick jener sonderbar gestalteten und mit Schnitzereien aller Art bedeckten Bauten, der lebhafteste und bequeme Verkehr auf dem Flusse und die gelben und braunen Menschenrassen mit ihren eigenthümlichen Sitten, Sprachen und Trachten bot des Fremdartigen und Interessanten für einen Europäer wohl genug, doch befand man sich in Muarabahan noch immer in den Grenzen der Zivilisation und die Soldaten im Fort führten, da man mit den Stämmen rings im Frieden lebte, eine Art Sybaritenleben, was der regen, thätigen Natur Ottos gar nicht zusagen wollte.

Er kannte die Chinesen, die ein ganzes Stadtviertel in Batavia einnahmen und die an sich verlogenen und ziemlich feigen Malaien, die nicht bloß Java und Sumatra und die Küsten Borneos füllen, sondern die herrschende Rasse fast aller südlichen Inseln bilden, schon bald genug und sehnte sich ordentlich nach den wilderen, männlicheren Dyaks und nach Kriegsabenteuern mit denselben.

Es war ihm darum seine Versetzung nach Fort Teweh oder Lotoentoer, den vorgeschobenen Militärposten der Holländer am Barito, wo noch nicht sehr lange die Dyaks das holländische Dampfschiff „Druust“ geentert und die ganze Mannschaft, Offiziere und Gemeine getödet und das Schiff versenkt hatten, durchaus nicht so unangenehm, wie man vielleicht denken mochte. Er war dort mitten unter den Dyaks und, wie er meinte, mitten im Kampfe.

In Teweh jedoch herrschte gegen sein Erwarten eben solcher Friede und solche Ruhe wie in Muarabahan, und da der Dienst im ganzen ziemlich lässig getrieben wurde,

hatte er viele Zeit, die er nicht in der Art der anderen Offiziere durch Trinken, Spielen und Schlafen hinbringen mochte. Er ging deswegen vielfach auf die Jagd; ja er wagte sich sogar in die Dörfer der Dyaks.

Seine Kollegen, die andern Offiziere, erzählten, um ihn von diesen Gängen abzuschrecken und ihn für ihre Gesellschaft zu behalten, schreckliche Geschichten, unter welchen ein sagenhafter Vorfall, der im Fort Teweh passiert sein sollte, eine Hauptrolle spielte:

Als nämlich eines Tages die ganze Besatzung wie gewöhnlich sich furchtbar langweilte und nach einer Unterbrechung derselben gähnte und der wohlbeleibte Proviantmeister mit rosig angehauchten Wangen auf einer offenen Veranda in langen, gesunden Atemzügen als verdiente Ruhe für seine Strapazen bei der Mahlzeit den sanftesten Mittagschlaf schlief, kam plötzlich eine Bande Dyaks mit zwei gemästeten Büffeln angerückt und verlangte den Major, der dem Militärposten vorstand, zu sprechen.

Der Anführer der Wilden hielt unter lebhaften Gesticulationen eine lange Anrede an den Major, die niemand verstand, bis der Dolmetscher zu allgemeinem Erstaunen und Entsetzen den Sinn derselben wiedergab.

Der Rajah der Dyaks verlangte nichts mehr und nichts weniger für die zwei Büffel als den arglos schlafenden Proviantmeister, dessen gerundete Figur die Bewunderung des ganzen Stammes bildete und den bei einer bevorstehenden Dorffestlichkeit in einem gemeinschaftlichen Festessen die Dorfschaft aufzuzehren gedachte.

Übrigens war das Erstaunen der Soldaten noch lange nicht dem Erstaunen der Dyaks gleich, darüber, daß man nicht auf den außerordentlich vorteilhaften Handel einging und sie sogar wegen dieses unschuldigen

Unerbietens auf ziemlich unsanfte Weise vor die Thüre setzte.

Doch den größten Schrecken hatte unstreitig der Proviantmeister selbst, als dem Ahnungslosen erzählt wurde, welches Wetter über ihn während seines Schlafes hinausgegangen war.

Er wagte kaum noch zu schlafen und fiel sichtlich vom Fleische. Aus den Mauern des Forts war er nicht mehr herauszubringen. Überall sah er dunkle Gestalten, die gierig nach ihm ausschauten. Er wäre aus Angst gestorben, wenn er nicht noch rechtzeitig nach Java zurückversetzt worden wäre.

Ähnlich dieser schon mehr zweifelhaften Geschichte erzählte ein alter Hauptmann mit ziemlich roter Nase von seinen Erlebnissen unter den Dyaks. Vorzugsweise aber wußte er eine Mahlzeit auszuschnücken, die ihm zu Ehren bei einem befreundeten Rajah gegeben worden war.

Eine Hühnerfrikassée bildete neben Früchten den Hauptbestandteil des Mahles, wozu aber die Brühe einem Kessel entnommen war, worin höchst verdächtige Gegenstände schwammen, die Menschenohren und Menschennasen verzweifelt ähnlich sahen. Die Beleuchtung des Mahles geschah durch Rienfackeln, die von noch blutigen Menschenhänden, welche man an die Pfosten angeschlagen hatte, festgehalten wurden.

So grausig dieses alles der Hauptmann auszumalen verstand, so ließ sich der unerschrockene Otto doch nicht von seinen angefangenen Wanderungen abhalten. Er erkannte einerseits die Übertreibung, andererseits hatte bei ihm von früh an die Schilderung einer Gefahr, welche beabsichtigte, ihm ein Wagnis zu verleiden, immer das Resultat, daß er es nun gerade unternahm. Jetzt gebot

ihm, wie er meinte, seine Ehre, das Besprochene durchzusetzen.

Als Führer und Begleiter bei seinen Streifereien diente ihm ein alter Malaye, der als Kundschafter und Dolmetscher in dem Fort angestellt war. Unser Leutnant hatte sich dessen Dankbarkeit und Geneigtheit erworben, als der Malaye bei einer Veruntreuung durchgepeitscht werden sollte und Otto, durch die verzweifelten Geberden des alten Mannes gerührt, das verlorene Geld aus seiner Tasche bezahlte und durch seine Fürsprache seine Freilassung bewirkte. Er war ja ein alter verlogener Gauner und Spitzbube, das war wahr, aber in seinen Schilderungen und Erzählungen dreimal zuverlässiger, als der Hauptmann und in seiner Kenntniß der Gegend und der Dyaks unübertrefflich.

Er verhehlte auch dem jungen Manne durchaus nicht die Gefahren, in welche derselbe sich durch seine Einzelwanderung stürzte, die aber nicht sowohl in der Neigung der Dyaks zu Menschenfleisch, als vielmehr in ihren schrecklichen Kopffjagden bestanden.

„Menschenfresser“, sagte der Malaye, „sind nur wenige Stämme, Kopffjäger aber sind sie alle“.

„Menschenköpfe oder Menschenschädel zu haben“, fuhr er in seiner Sprache fort, die Otto schon ziemlich verstand, „ist ihre Ehre, ihr Ruhm, ihre Religion. Mit Menschenschädeln ist, wenn man so sagen darf, der ganze Lebensgang des Dyaks eingefaßt und geziert“.

Und nun erzählte er, wie der Familienvater, schon ehe der Dyak das Licht der Welt erblicke, dafür gewissenhaft zu sorgen habe, daß zu Ehren seiner Ankunft ein paar abgeschlagene Menschenköpfe vorhanden seien. Ist nun das Kind glücklich geboren, so kann dasselbe nicht



seinen Namen erhalten und das (sogar mit Menschenfleischessen bei den Menschenfressern) gefeierte Fest der Namengebung kann nicht begangen werden ohne einen oder mehrere Köpfe.

Bis dahin wurden die nötigen Köpfe vom Vater erjagt; hat aber der junge Dyak die harmlose Kindheit hinter sich, muß er selbst auf Menschenjagden gehen oder, wie die Holländer sich ausdrücken, zum „Koppensnellen“.

Den „Mandau“ (sein Schwert), welchen das Dyakkind schon früh erhält, darf der Jüngling nicht eher tragen, bis er dasselbe in das Blut eines Feindes getaucht hat. Auch die Erlaubnis zum Rauchen und zum Heiraten erhält er nicht, bis er Menschenköpfe aufweisen kann. Und wann ein anderer Jüngling um die Gunst der begehrten Jungfrau zu erlangen die schönsten Blumen zu einem Strauße bindet und sie der Erlorenen überreicht, so will die junge Dyakin Menschenköpfe sehen. Nur durch Menschenköpfe erwirbt sich der junge Dyak die Liebe und Bewunderung seiner Braut und wird als Drang brani (als Held) von dem ganzen Stamme betrachtet.

Auch im späteren Leben kann ein Dyak nur seine Würde als Hausvater und Stammesgenosse durch Menschenköpfe bewahren, und stirbt er endlich, so müssen Menschenköpfe ihm den mühevollen Weg zum Himmel bahnen, während die Seelen der Gemordeten ihm im Jenseits als Sklaven dienen müssen.

Unserm jungen Helden grauste es vor jener entsetzlichen Schilderung. Mit bleichen Lippen fragte er: „Kann es wirklich solche Menschen geben? Das ist ja geradezu eine Heiligung des Mordes. Das Zarteste, Snnigste und Erhabenste im Menschenleben wird mit

himmelschreiendem Bruderblut geweiht. Der Mord ist der Traum der Jugend, die Sitte des Hauses, der Gedanke des Sterbenden. Wie kann ein Menschenkind, ein Geschöpf des ewigen Gottes, nach seinem Bilde geschaffen, auf solche erschreckliche Abwege geraten?"

Er ging in tiefe Gedanken versunken den dunklen Waldpfad entlang neben dem Malaien her. Nach einer Weile fragte er: „Wenn die Dyaks für einen einzigen in das Leben gerufenen Menschen wieder so und so viel andere Menschen morden, müssen sie sich dann nicht zuletzt untereinander aufmorden?"

„So ist es auch“, erwiderte der Malaye. „Sie sind schon viel geringer geworden und werden stets geringer“.

„Aber“, fragte Otto wieder: „Wie ist es denn möglich, so viel Köpfe zu bekommen? Die anderen wehren sich doch auch ihrer Haut“.

„Im Kampfe bleibt auch nicht immer der Kopfsjäger Sieger“, erwiderte der Malaye. „Aber die Dyaks sind Krieger von Haus aus. Ihre Kinderspiele sind Kampfübungen und ihre Volksbelustigungen sind Kriegstänze. Ihr Sinnen und Trachten sind Mordwege und neue Listen, den Feind zu beschleichen. Den Überraschten und Überfallenen bewältigen sie aber in der Regel.“

„Aus der Ferne schießt der Dyak seine vergifteten Pfeile, deren Verwundung den sicheren Tod nach sich zieht, mit dem ‚Sumpitan‘, seinem nie fehlenden Blaserohr aus Eichenholz. In der Nähe, im Schwerterkampf, dagegen, ist sein haarscharfer ‚Mandau‘, den er mit nie gesehener Gewandtheit handhabt, geradezu unwiderstehlich, während er sich mit seinem leichten Schilde und sicheren Auge gar wohl zu schützen versteht“.

Otto rief fast erschüttert aus: „O du erschreckliches Land, wo nicht bloß Schlangen und reißende Tiere hausen, sondern wo der Mensch schlimmer und grausamer als Schlange, Wolf und Tiger auf ewigen Mordpfaden blut sinnend durch die dunklen Wälder schleicht. Daß noch nicht das Meer aufgewallt ist in empörtem Grimme und hat diese blutgetränkte Erde mit ihren auslöschenden Wellen verschlungen?“

„So weit der Einfluß der Holländer reicht, in der Nähe der Besatzungen“, sagte der Malaye, „wagen sie auch nicht öffentlich ihren Mordgelüsten nachzugehen, sondern huschen wie der Schatten der Nacht ihre einsamen Wege, aber weiter im Lande drein, zumal bei den Menschenfressern, überfällt oft eine ganze Ortschaft die andere. In der Morgendämmerung auf ein Zeichen der Trommel rücken sie aus. Die im Schlafe Überraschten werden erschlagen und ihnen die Köpfe abgeschnitten. Die auf einer solchen Expedition erbeuteten Köpfe erhält als Trophäe der Häuptling. Das Volk dagegen vergnügt sich in einem zehntägigen Feste, dem berichtigten ‚Tiwah‘, mit dem Fleisch der Gemordeten“.

Jeden anderen hätten die Erzählungen des Malayen mutlos gemacht. Konnte nicht hinter jedem Busche, an dem er auf seinen Ausflügen arglos vorüberging, ein solcher schleichender Menschenjäger sitzen, der auf ihn lauerte, wie der Jäger auf das Wild? Konnte er nicht in irgend einem der Dörfer, die er besuchte, mit samt seinem Malayen gefangen genommen werden und spurlos verschwinden? Die Nähe der Festung gab ihm gegen einen Meuchelmord, der an ihm verübt werden sollte, nirgend's Schutz. Aber die tapfere Seele des Jünglings kannte keine Furcht. Statt Angst empfand er inniges

Mitleid mit diesen so verkommenen und verirrten Menschen, die im Wahnsinn sich selbst hinhordeten, während sie in gedeihlichem Frieden dahinzuleben vermochten, und die das Land, das ein Paradies hätte sein können, zur Mörderhöhle machten. Wenn er gewußt hätte, wie er es anfangen sollte, wäre er Missionar unter ihnen geworden.

Der Besuch der einzelnen Ortschaften oder „Wapongs“ steigerte noch das Gefühl Ottos. Denn er merkte, daß die Dyaks ein begabtes, kräftiges Volk seien, das unter dem segnenden Einfluß des Christentums sich prächtig entwickeln müßte. Aber wer sollte es ihnen bringen? Der Sultan im Sudan hatte einmal gewagt, ihnen einen muhamedanischen Missionar zu schicken. Denselben haben sie einfach ermordet. So würden sie es wohl jedem Missionar machen.

Die Dörfer der Dyaks liegen malerisch längs der Flüsse zwischen breitschattigen Mangelbäumen, schlanken Palmen und üppigem Bambus aufgebaut und machen den Eindruck des tiefsten Friedens.

Man sieht zwischen den hochgiebeligen, weit ausgedehnten Häusern spielende Kinder, vielbeschäftigte Frauen und fleißige Ackerbauer. Da ist nirgends etwas von der Wildheit und dem furchtbaren Mordsinn dieser Stämme zu bemerken. Man müßte denn den verdächtigen Totenpfahl oder Mörderpfahl rechnen, an dem die Trophäen der Kopfjagden verzeichnet werden, und der in keinem Dorfe fehlt, der aber für den ersten Anblick völlig harmlos aussieht.

Allerdings gehen die Bewohner ziemlich nackt; die Männer tragen daheim nur eine ein halb Duzend mal um den Leib geschlungene Schürze, die Frauen eine Art Unterrock und die Kinder gar nichts, doch diese Nacktheit

ist ja im Süden nichts Ungewöhnliches und deutet an sich noch nicht auf den außerordentlich tiefen Standpunkt, den diese Insulaner einnehmen.

An sonstigen Zierraten lassen sie es auch nicht fehlen. Um den mit schwarzen Haaren bedeckten Kopf tragen sie ein buntes Tuch oder eine zierlich aus Rotang geflochtene Mütze und an Armen und Beinen Ringe, während sie ihrer gelblich kupferbraunen Hautfarbe durch Tätowierungen eine höhere Schönheit zu geben suchen. Das Häßlichste sind unstreitig die Ringe und Zierraten, die sie in den viele Zoll lang ausgedehnten Ohrläppchen anbringen und die keineswegs ihre durch breite Backenknochen und große Naslöcher ausgezeichneten Gesichter verschönen.

Im Gegensatz zu sonstigen Wilden haben sie einen gewissen Sinn für Reinlichkeit am Körper und für Ausschmückung ihrer Häuser.

Die Häuser, in denen oft drei oder vier Familien wohnen, sind zwischen achtzig und einhundertsechzig Fuß lang, zwanzig bis dreißig Fuß breit und an sechzehn bis achtzehn Fuß hoch. Eine Eigentümlichkeit derselben ist die, daß sie in der Luft auf Pfählen von Eisenholz ruhen. Der dadurch unten entstehende Raum dient dann verschiedenen Zwecken. Dort stampfen die Frauen ihren Reis, dort halten die Männer ihre Ratsversammlungen, dort spielt das heranwachsende Geschlecht oder führt Kriegstänze auf und lernt von den Vätern den Gebrauch des Mandau und des Schildes.

In den oberen Teil des Hauses gelangt man auf einer Leiter und tritt durch eine Art Schiebethür in die einzelnen Zimmer, von welchen das eine für die Jünglinge, ein anderes für die Töchter und ein anderes für die Verheirateten ist.

Stühle und Tische gibt es nicht in dem Hause. Der Dyak sitzt auf Matten von zierlich geflochtenem Rotang. Dagegen sind die Wände und Ecken mit schönen Porzellangefäßen verziert, für die der Dyak eine besondere Liebhaberei hat. Ebenso hängen dort oder an der Decke die blinkenden Waffen und messingene Teller und Gongs und Musikgegenstände. Aber es fehlt auch nicht im Hause die grausige Erinnerung an das entsetzliche Treiben dieses Volkes. In Bananenblätter sorgsam eingewickelte getrocknete Totenschädel thronen dort als der Stolz der Familie. Alles übrige macht den Eindruck einer allerdings noch sehr einfachen, aber soliden Haushaltung.

Der Dyak ist, wenn er nicht der Kopfsjagd obliegt, ein nüchterner fleißiger Ackerbauer, der sein Stück Wald flärt und Reis und Mais baut und zugleich ein nicht ungeschickter Handwerker und Handelsmann, der sein Rotang, sein Guttapercha, sein Wachs und seine Bezoarsteine recht wohl an den Mann zu bringen versteht. Geistige Getränke kennt er nicht; ebensowenig Opium und Spiel, dem die benachbarten Savanesen mit wahrer Wut ergeben sind. Seine einzige Leidenschaft ist Tabakrauchen und Betelkauen. Auch von Vielweiberei, die bei den Malayischen Muhamedanern sehr im Schwunge ist, weiß er nichts. Er ist ein treuer Familien- und Hausvater, der seine Frau und seine Kinder gern hat und hoch hält.

Auch im Verkehr ist er zuverlässig, wenigstens gegenüber den verlogenen und betrügerischen Malayen ein wahres Muster der Redlichkeit und Wahrheit, wie er denn geistig und körperlich die Malayen weit überragt und ein weit tüchtigerer Bewohner dieser Inseln wäre, wenn nicht jener düstere, schwarze Schatten auf seinem unglücklichen Volke läge und das Fluchmal des Rain auf seiner Stirne brennte.

Ein höchst unangenehmes Begegnis sollte Otto doch auf seinen kühnen Streifzügen haben. Als er eines Tages mit seinem Malayan Wildschweine jagte, die neben Hirschen die Hauptjagdtiere Borneos ausmachen, traf er mitten im Waldesdickicht unvermutet auf eine weit überlegene Schar Dyaks, die nach ihrer Kleidung und Bewaffnung zu schließen auf einem Kriegszug oder einer Schädeljagd waren.

Sie sahen wilder, ja man möchte sagen blutdürstiger aus, als die Dyaks, die Otto schon gesehen hatte. Vieles von ihrer schrecklichen Erscheinung mochte auf ihren Kriegsschmuck kommen. Auf dem Kopfe trugen sie kegelförmige Helme aus Rotang mit den Schwanzfedern des Argusfasans verziert. Den Leib deckte bei einigen eine Art Weste hellrot und mit Baumwolle wattiert zum Schutz gegen die vergifteten Pfeile. Bei den meisten dagegen bildeten Leopardenfelle die Hülle, durch welche sie einfach den Kopf gesteckt hatten, so daß die Beine, der Kopf und der Schwanz des Tieres nach allen Seiten an ihrem Körper herunterhingen, jedoch so, daß die Felle teils mit Perlen, teils mit Muscheln oder Federn verziert waren.

An der linken Seite führten sie den unentbehrlichen „Mandau“ und dahinter den Köcher für vergiftete Pfeile. Das Blaserohr dazu, das zu gleicher Zeit als Speer diente, trugen sie frei in der rechten Hand, während die Linke den Schild gefaßt hatte. Selbst die Beine waren mit Amuletten und Zierraten aller Art bedeckt.

Aber wenn auch die fremdartige, drohende Rüstung einen gewissen Eindruck machen mußte, den Charakter der Wildheit erhielten sie erst vollends durch ihre Mienen und ihre Augen.

Es ist ein anderes, wenn man auszieht, den Acker

zu bebauen, ein anderes, wenn man eine Kopffagd unternimmt. Die Dyaks, welche Otto begegneten, waren Mörder auf Mordwegen. In ihren Blicken lag die Grausamkeit und Gier eines Raubtieres, aber verbunden mit der unstätten Scheu eines bösen Gewissens. Einen besonders widerwärtigen Eindruck machte dadurch der Anführer.

Sein Auge hatte die ganze Erbarmungslosigkeit eines Tigers, aber auch das ganze Bewußtsein innerer Veruchtheit. Er blinzelte fortwährend und wagte niemand direkt anzusehen, während sein eisenhartes, hämisches Gesicht einen wahrhaft vernichtenden Grimm zur Schau trug.

Als der Malaye ihn erblickte, fing er an zu zittern, wie etwa das Bergkaninchen vor dem Blick einer zischenden Klapperschlange. Er bedurfte erst einer gewissen Erholung, ehe er seinem jungen Gefährten mit bebenden Lippen zuflüstern konnte: „Es sind Dring-Dyaks, die gefährlichsten Menschenfresser auf Borneo und ‚Sibau Mobang‘, der berühmteste ihrer Häuptlinge“.

Auch der mutvolle junge Offizier fühlte eine gewisse Unbehaglichkeit. In einer solchen verzweifelten Lage war er noch niemals gewesen. Die Wilden respektierten schwerlich seine Uniform. An Verteidigung war aber dieser überlegenen Schar gegenüber gar nicht zu denken, an Hilfe noch weniger.

Was thun?

Otto dachte an Vater und Mutter, an Kindheit und Heimat, an Gott und Ewigkeit. Denn er beabsichtigte sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen und zu sterben. Er wollte kein Gefangener dieser Unmenschen werden.

Währenddessen aber hatte das fruchtbare Gehirn des



Malayen einen Rettungsplan ausgedacht. Er hatte gesehen, wie Otto heute Morgen, als sie eben im Begriffe waren fortzugehen, ein Diensts Schreiben erhalten hatte, das er uneröffnet in seine Brusttasche gesteckt hatte, da es ihm bereits bekanntes enthielt. An dieses Schreiben erinnerte er jetzt Otto und bat ihn, es ihm zu übergeben.

Als der Malaye es erhalten hatte, betrachtete er vor allen Dingen das Siegel des Briefes und als er dasselbe unverletzt fand, schlug er das Schreiben rasch in ein seidenes Tuch, während er Otto mit fast übermütiger Geberde einen Wink gab, ihm nachzukommen.

In demütiger Haltung näherte er sich darauf, von Otto gefolgt, der aber strack und vornehm einherging, dem grimmigen Häuptling und redete ihn folgendermaßen in der Dyaksprache an: „Sibau Mobang ist groß. Der Ruf seiner Tapferkeit durchdringt die Wälder und ist der Schrecken seiner Feinde. ‚Raden Mas‘ (der oberste Rajah der Dring-Dyaks) aber ist größer und der Sultan von Kutri ist noch größer. Am größten sind die Holländer und ihr großer König jenseits des Ozeans. Er schickt an ‚Raden Mas‘ einen Brief, den ein Häuptling der Holländer zu überbringen hat“.

„Sibau Mobang“ betrachtete lange und argwöhnisch mit seinem falschen Blick den hochgewachsenen Offizier und das Siegel des Schreibens, aber er konnte keinen Grund zum Zweifel an der Wahrheit der Aussage des Malayen entdecken. Es war das holländische Staatsiegel auf dem Brief und die Heldengestalt und die ruhige Würde Ottos imponierten ihm sichtlich, die Adresse des Schreibens aber konnte er nicht lesen.

Er fragte darum nur noch mißtrauisch: „Wo ist die Begleitung Eures Rajahs?“

„Sie folgt uns auf dem Fuße“, log dreist der Malane, da er wußte, daß diese Blutbande einem Zusammentreffen mit holländischen Soldaten eher aus dem Wege gehen würden, als dasselbe aufzusuchen. „Unser Offizier wollte nur einen Eber jagen; deshalb sind wir vorausgeeilt“.

„Werden wir Raden Mas zu Hause treffen?“ fragte der spitzbüßige Malane mit dem naivsten Tone der Welt.

Sibau Mobang überfah den Frager und wendete sich mit einem verbindlich sein sollenden Lächeln an Otto mit der Versicherung, daß er ganz gewiß Raden Mas in seiner Wohnung finden werde.

Der mutige Otto hatte, so gefährlich das Zusammentreffen mit diesen blutdürstigen Kannibalen auch gewesen war, noch kaum die Farbe gewechselt, aber jetzt bei dem Lächeln des Häuptlings erbleichte er. Das war das Furchtbarste, was er erlebte. Sein Blut erstarrte bei diesem Lächeln zu Eis. So hätte etwa ein Tiger gelächelt, so wäre eine Hyäne verbindlich gewesen. Noch lange lebte dieses Lächeln in seinen Träumen und lag wie ein Alpdrücken auf ihm.

Er war von Herzen froh, als endlich die grauen-erregende Schar im Waldesdickicht verschwand. Er sah ihr lange nach. Ein Schatten schien dort zu liegen, wo sie gestanden hatten und ein Blutstreifen ihrer Bahn zu folgen.

Der Malane schnitt Grimassen und schlug Purzelbäume aus eitel Freude und erzählte hundertmal hintereinander, wie schlau er den schrecklichen Häuptling überlistet und sie aus der höchsten Gefahr gerettet habe.

Otto blieb ernst und nachdenklich.

Er lebte erst wieder auf, als seine Kameraden ihn

begrüßten und ihn neugierig machten, indem sie erzählten, eine wunderbar schöne Dame, die mit dem Dampfschiffe gekommen sei, habe mit dem Major lange gesprochen und auch nach ihm gefragt.

„Wer soll sie sein?“ fragte Otto.

Man hatte schon die gewagtesten Vermutungen aufgestellt. Eine feine Dame, die nach Teweß kam, war etwas Ungewöhnliches.

„Sie wird eine Prinzessin und Königstochter sein“, scherzte einer, „die einen Gemahl sucht. Dich, Weller, hat sie jedenfalls zu ihrem Zukünftigen auserwählt. Du wirst König werden im Lande der Einäugigen oder der Kranichleute. Eine Fee hat jedenfalls bei Dir Patenstelle vertreten. Du bist ein Glückskind“.

„Ja, ich bin ein Glückskind“, sagte Otto gedankenvoll. „Aber keine Fee steht mir zu Seite, doch eine betende Mutter und ein treuer Gott, für dessen Hilfe ich nicht genug danken kann“.

Er erzählte unter lauten Ausrufen der Bewunderung seinen Kameraden sein Begegnis im Walde. Ein neuer Gesprächsstoff war gegeben.

„Aber wir vergessen darüber ganz die Dame“, rief einer. „Wer wird es sein?“

„Ja wer wird es sein?“ fragte sich noch oft an jenem Abend Otto Weller.

## V.

### Eine reuige Trevlerin.

Die Nacht war gekommen, die im Süden rasch und unvermittelt eintritt. Es war eine dunkle, unheimliche

Nacht mit Wetterleuchten und einzelnen Windstößen, die hohl und dumpf über das weite unbekannte Waldland hinführen. Zum ersten Mal kam Otto, da er durch das Fenster in die brütende Finsternis hineinschaute, der Gedanke, wie verlassen und einsam eigentlich das Fort „Teweh“ gelegen sei, da es doch in Wahrheit die äußerste Grenze, der vorgeschobenste Posten der zivilisierten Welt sei gegenüber den verwildertsten und verkommensten Menschenstämmen, welche die Erde kennt. Eine Art Heimweh erfaßte ihn. Es war die Nachwirkung jener schrecklichen Begegnung im Walde. Seine Seele sehnte sich unwillkürlich hinaus aus den Schauern der Mordstätten nach dem Frieden des stillen Heimatthales, wo von dem hohen Turme die Kirchenglocken läuten, wo Recht und Menschensitte herrscht.

Ob zugleich seine Seele vielleicht plötzlich eine Ahnung verspürte der künftigen schrecklichen Ereignisse, denen er entgegengehen sollte? Wer weiß es?

Eben wollte Otto sein Lager aufsuchen, als eine Botschaft des Majors an ihn kam, er möchte sofort einmal zu ihm kommen.

Als der junge Offizier, der sich rasch wieder in seine Uniform geworfen hatte, bei seinem Vorgesetzten eintrat, sagte derselbe: „Ich habe eben erst erfahren, daß Sie von Ihrer Jagd zurück sind. Schon den Mittag hätte ich Sie gerne gehabt, erfuhr aber, daß Sie mit dem Malahen eine Ihrer gewöhnlichen Streifereien unternommen hatten.“

In meiner Familie ist nämlich im Augenblick eine junge Dame zu Besuch, für die ich mich lebhaft interessiere. Sie ist die einzige Tochter eines unserer bedeutendsten Kaufleute, der zugleich ein alter, guter Freund von mir

ist. Dieselbe wünscht Sie so bald wie möglich zu sprechen. Ihr Anliegen hat Sie uns nicht mitgeteilt, obwohl ein schwerer Kummer sie zu drücken scheint. Sie sagte, zu Ihnen hätte sie allein Vertrauen und um Ihtretwillen wäre sie hierher gekommen. Sie hätte Sie auf der Herfahrt nach Batavia kennen gelernt. Sie hätten ihr damals einen bedeutenden Dienst geleistet und wenn jemand sie retten könne, so seien Sie es.

„Es ist ja ein ungewöhnliches Verlangen, das ein junges Mädchen an den Kommandeur eines Forts richtet, ihr eine Zusammenkunft mit einem seiner untergebenen Offiziere zu gewähren, aber sie ist eben ein ungewöhnliches Mädchen und wie gesagt um ihres Vaters willen müssen Rücksichten gebraucht werden.“

„Sie weilt hier im Nebenzimmer. Dort mögen Sie mit ihr sprechen. Ich will sie Ihnen vorstellen.“

Otto hatte eine ziemlich sichere Vermutung, daß er das so schöne neckische Mädchen vom Dampfschiffe, Isabella oder „Bella“ (wie sie genannt wurde) van der Bruf, die Angebetete seines Freundes van Louwen, in der Stube, wohin ihn sein Major führte, finden werde. Ihr Vater war ja Kaufmann in dem benachbarten „Bandjermasin“. Seine Vermutung täuschte ihn nicht. Sie stand dort. Allein sie war nicht mehr der von übermütiger Laune sprudelnde, alle bezaubernde, neckische Kobold von ehemals. Sie glich eher einer büßenden Magdalena. So bleich, so abgehärmt sah sie aus.

Sie merkte nicht einmal den Eintritt der beiden Offiziere, so sehr war sie in Gedanken versunken. Erst, als sie den Namen Weller hörte, schaute sie schnell auf und in ihren thränenumflorten, schönen Augen wurde ein Hoffnungsschimmer sichtbar. Und als nun direkt

nach der Vorstellung der Major sich entfernte, ergriff sie fast leidenschaftlich die Hände des jungen Offiziers und sagte mit einer vor Aufregung zitternden Stimme: „Sie müssen ihn retten. Sie müssen ihn retten. Er ist ja Ihr Freund. Sie lieben ihn ja auch. Ich meine ‚van Louwen‘. Er ist in äußerster Gefahr oder vielleicht gar schon tot.“

„Ach Gott, ach Gott im Himmel, was habe ich gethan. Ich werde es nicht überleben.“

„Auf Ihnen, Herr Weller, beruht meine einzige Hoffnung. Sie werden alles für ihn wagen. Sie haben ihn schon einmal aus dem Wasser herausgezogen, Sie werden ihn auch aus den Händen der Wilden befreien“.

Otto war höchlichst bestürzt, sowohl durch die Aufregung des schönen Mädchens, als auch durch die Nachricht von der gefährlichen Lage seines Freundes, die ihm sehr nahe ging.

„Was ist es denn mit meinem Freunde und Wohlthäter van Louwen? fragte er voll ängstlicher Erwartung. „Sie haben recht, wenn Sie meinen, daß ich das Möglichste zu seiner Rettung thun werde“.

„Er ist unter den Dyaks, vielleicht unter den Dring-Dyaks, den Menschenfressern“, erwiderte das schöne Mädchen, sich das Gesicht verhüllend und laut schluchzend.

„Hier auf Borneo?“ rief Otto in größter Überraschung. „Wie ist denn das möglich? Wie kommt er denn dahin? Er ist ja doch ein Regierungsbeamter in Java und hat hier unter den Dyaks nichts zu thun?“

„Ach Gott, ach Gott“, schluchzte das Mädchen. „Das ist ja gerade das Furchtbare, was ich noch niemand zu sagen wagte, selbst meinen Eltern nicht, was mich noch

das Leben kostet. Ich bin keine Mörderin. Ich habe ihn hingeschickt“.

„Sie?“ rief Otto in einem unbeschreiblichen Tone des Vorwurfs und der Bestürzung.

„O machen Sie mir nur Vorwürfe! Schlagen Sie mich! Mißhandeln Sie mich! Es wird mir meine innere Qual erleichtern. Ich bin mir selbst zum Abscheu.“

„Sie aber haben vor allen anderen ein Recht dazu, mich zur Verantwortung zu ziehen. Sie haben mit eigener Lebensgefahr das Leben gerettet, was ich jetzt wieder in derselben leichtsinnigen Weise geopfert habe. Ihnen darf ich deshalb auch meine Schande nicht verschweigen, zumal da Sie vielleicht wieder sein Retter werden. Ich habe eine wahrhaft abergläubische Hoffnung auf Sie“.

„Unsere Hoffnung stehet zu Gott. An ihn müssen Sie sich wenden um Gnade und Hilfe“, sagte Otto hart. Ihn erbitterte diese kindische Art des jungen, verwöhnten Mädchens, das alles zum Spielzeug machte, und dem es einmal gefiel, sein Spielzeug fortzuwerfen und dann sagte: „Hole es mir wieder!“ Sein braver treuer Freund mit dem weichen, guten und doch so mutigen Herzen war wahrlich kein Spielzeug. Er war hundertmal mehr wert, als das Mädchen, das ihn zum Narren machte.

Bei alledem wagte Otto dem grausamen Geschöpf nicht einmal den Umfang seiner schrecklichen Befürchtungen anzudeuten.

„Sie wollen nicht — —?“ fragte sie zögernd, ihren thränenvollen Blick wie verzweifelt auf den jungen Offizier gerichtet.

„Gewiß will ich ihn retten“, antwortete Otto rasch. „Ich bin es fürwahr meinem Freunde schuldig, das Äußerste

zu unternehmen. Aber hier fragt es sich, ob ich ihn retten kann.

„Erzählen Sie vor allen Dingen, wie, wo und wann Sie ihn unter die Dyaks geschickt haben — denn das haben Sie ja doch gethan, wie Sie ihn auch früher auf den Mastbaum schickten. Ich muß es aber wissen, um mich orientieren zu können“.

Die sonst so stolze Isabella van der Bruf wurde flammend rot und sagte kleinlaut: „Ja, ich habe ihn unter die Dyaks geschickt. Aber ich bin vielleicht doch nicht so ganz verächtlich, wie Sie meinen.“

„Vor allen Dingen sollen Sie wissen, was ich noch niemand, auch selbst ihm nicht gestanden habe, daß ich Ihren Freund wirklich liebe und daß ich mich bereits als seine im Stillen angelobte Braut betrachte. O, wenn ich es ihm nur noch sagen könnte, dem guten, treuen Menschen!“

Sie trocknete ihre Thränen und fuhr dann in festerem Tone fort: „Sie vermögen aus diesem Geständnisse zu erkennen, was ich in diesen letzten Tagen gelitten habe. Denn es ist wahrlich keine Kleinigkeit, den Geliebten seines Herzens unter den Kannibalen zu wissen und sich zugleich sagen zu müssen: ‚Du trägst allein die Verantwortung‘.“

„Wenn es irgend eine Hölle auf Erden gibt, so habe ich sie ausgekostet. Ich kann meine Empfindungen nicht beschreiben. Aber das weiß ich, daß die schlimmste Todesart, die ich hätte erdulden müssen, eine wahre Wohlthat für mich gewesen wäre. Auch mit Gott habe ich gerungen in heißem Flehen. Wenn ich wüßte, daß er es annähme, hätte ich ja gerne mein Leben zur Sühnung hingegeben, allein ich weiß ja, daß er es nicht annimmt. So habe



ich denn um Gnade geschrien Tag und Nacht. Aber kann Gott einer solchen Sünderin Gnade geben?"

„Ja er kann es und wird es“, sagte Otto eifrig.

Sein Zorn war verbracht und hatte einem tiefen Mitgeföhle Platz gemacht, da er sah, daß er es nicht mehr mit einem grausam spielenden Kinde, sondern mit einem unglückseligen, seinen Fehler schwer büßenden Weibe zu thun habe.

„Welcher Christ darf denn an der unendlichen Liebe und Barmherzigkeit Gottes zweifeln? Haben wir nicht durch seinen heiligen Sohn die Gewißheit der Gnade, wo nur gläubiges Verlangen und rechte demütige Beugung ist?“

„Ich glaube, daß mein Übermut für immer vergangen ist“, erwiderte leise das schöne, bleiche Mädchen. „Ich bin über Nacht eine andere geworden. Weiß ich doch kaum, ob ich es noch selbst bin, so grundverschieden sind meine Gedanken.“

„Es ist mir fast, als ob ich früher von einem bösen Geiste besessen gewesen sei, daß ich solchen Spuck und solche Thorheiten treiben konnte. Gerade diejenigen, welche ich am liebsten hatte, habe ich stets am schlimmsten mitgenommen und ihnen die tollsten Streiche gespielt. Den jungen van Louwen habe ich schon als Kind gern geärgert. Da gefiel mir es denn immer so sehr an ihm, daß er alle meine Albernheiten in seinem grundguten Wesen so ernst und so groß aufnahm. Ich weiß kaum eine Zeit, wo ich ihn nicht über alles geliebt hätte. Nur hätte ich ihn in meinen dummen Institutsideen gern ritterlicher gehabt und wünschte ihn zu einem Helden zu machen, obwohl ja nie ein Held aus ihm wird“.

„O, wie wenig kennen Sie meinen Freund“, unter-

brach sie Otto. Ein prahlerischer Wagehals oder auch nur ein unternehmender Krieger oder Jäger, der die Gefahren aufsucht, um sie zu bestehen, wird er nie werden, aber wenn die Gefahr da ist, wird niemand furchtloser sein und mutigere Ausdauer zeigen, als er“.

„Ja, ja, so ist er“, erwiderte kleinlaut das Mädchen. „Er ist ein ganzer Mann und es gibt keinen Ausdruck, um die Größe des frevlen Spieles zu bezeichnen, das ich mit ihm trieb.“

„Wenn er ja nicht so mutig gewesen wäre, wäre er ja gewiß nicht auf meinen schändlichen Einfall eingegangen und hätte die Dyaks aufgesucht.“

„Vorige Woche war er, bereits längst erwartet, von Sava herübergekommen, um bei meinem Vater um meine Hand anzuhalten. Mein Vater nahm ihn mit Freuden als Schwiegerohn an und bestimmte sofort die Verlobungsfeier.“

„Obwohl ich von Herzen mit der Entscheidung meines Vaters übereinstimmte, war mir es nicht ganz recht, daß so ohne weiteres über mich verfügt wurde. Ich empfing van Louwen darum so kühl als möglich, obwohl ich ihm, wenn ich meinem Gefühl hätte folgen wollen, frohlockend an den Hals geflogen wäre. Als er darauf etwas zaghaft mich fragte, ob ich seine Frau werden wollte, antwortete ich ebenso grausam als böshaft: „Ein Mädchen aus Borneo wolle erst verdient sein, ehe es sein ‚Zawort‘ gebe. Selbst die Dyakmädchen fordern von ihren Freiern, daß sie sich zuerst als Helden bewährten und ihnen zwei oder drei Köpfe feindlicher Krieger brächten, ehe sie sich ihnen verlobten. Ich sei aber doch mehr als ein Dyakmädchen. Deswegen solle er mir allerdings keine frischen Schädel, aber wenigstens ein Halbduzend alte getrocknete

von den Dyaks als Siegestrophäen gefeierte Schädel aus dem Hause eines menschenfressenden Häuptlings der Dring-Dyaks bringen, sonst dürfe er mir nicht wieder nahen.

„Was ich bei meinen verhängnisvollen Worten gedacht habe, weiß ich selbst kaum noch. Es war ja wohl meist Neckerei von meiner Seite. Wenn van Touwen die Sache scherzhaft genommen hätte, wäre auch nichts Schlimmes daraus erfolgt. Allein er nahm es furchtbar ernst. Mit einer höchst traurigen Geberde verließ er stumm das Zimmer.

„Ach wie gerne wäre ich ihm nachgeeilt und hätte ihn unter Thränen um Verzeihung gebeten, wenn mein thörichter Stolz nicht gewesen wäre.

„So habe ich ihn nicht wieder gesehen und werde ihn auch vielleicht nicht wieder sehen“.

Sie weinte auf eine herzerschütternde Weise.

„Woher wissen Sie denn, daß er unter die Dyaks gegangen ist?“ fragte Otto. „Vielleicht ist er nach Java zurückgekehrt“.

„Ich dachte es anfangs auch“, sagte Isabella, „und wollte vor Reue und Reue vergehen, daß ich im Leichtsinne das großmütigste, treueste Herz, was je geschlagen hat, von mir gestoßen habe. Jetzt würde ich Gott auf den Knien danken, wenn es so wäre. Aber er ist fort zu den Dyaks. Mein Vater erhielt einen feinfühlenden Brief von ihm, daß er bis zur Verlobungsfeier einen kleinen Ausflug in das Innere von Borneo machen wolle, das ihm noch völlig unbekannt sei.

„Mein Vater schimpfte über den kaltblütigen Liebhaber, aber ich kam fast um vor Angst. Ich hatte erst jetzt angefangen, mich nach den Dring-Dyaks zu erkundigen und hatte erfahren, daß ein solches Unternehmen, wie ich

es van Louwen aufgegeben hatte, so gut wie sicherer Tod sei.

„O, wie verzweifelt wartete ich auf ihn Tage und Stunden und werde wohl jetzt immer vergeblich auf ihn warten“.

Sie weinte wieder.

„Nach welcher Richtung hat er sich gewandt?“ fragte Otto.

„Ich weiß nichts anderes, als daß er mit mehreren Dienern den Baritofluß hinaufgegangen ist, wahrscheinlich in das Gebiet der Dring-Dyaks“, antwortete Isabella vor Aufregung zitternd, da sie merkte, daß Otto daran dachte, das Auffuchen seines Freundes zu beginnen.

„Wir müssen jedenfalls den Major zum Mitwisser Ihres Geheimnisses machen, Fräulein“, sagte Otto, alle seine Mittel erwägend. „Ohne seine Erlaubnis und seine Unterstützung vermag ich nichts. Er ist ja auch ein sehr ehrenwerter Mann und wird keinen Mißbrauch von Ihrem Vertrauen machen“.

„Wenn es nötig ist und Sie es ihm sagen wollen, ja. Ich kann nur nicht“.

Eine halbe Stunde später stand Otto an dem Lager des Malayen und sagte: „Auf, wir gehen nun wirklich zu ‚Kaden Mas‘ mit einem Brief, wie Ihr heute dem Sibau Mobang vorgelogen habt“.

Wieder eine halbe Stunde später schritt Otto mit dem Malayen und drei der zuverlässigsten Soldaten in die gewitterschwüle Nacht hinaus, um seinen Freund van Louwen zu suchen.

## VI.

## Ein irrender Ritter auf Borneo.

Der junge van Touwen besaß, obwohl er im Grunde ein sehr phlegmatischer, ruhiger Mensch war, ein Stück jener echt holländischen, rücksichtslosen Kühnheit und Energie, die keine Gefahr und Schwierigkeit kennt, und die dieses wenig zahlreiche Volk unter die bedeutendsten Entdecker und Kolonisten stellt und dasselbe über ein Jahrhundert zum Herrn der See und der Welt gemacht hat.

Er sah ja recht wohl die volle Thorheit jener Aufgabe, die ihm das schöne Mädchen gestellt hatte, und sagte sich: „wer sich mutwillig in Gefahr begibt, kommt darin um“, aber er hatte sich einmal vorgenommen, durch die größte Nachgiebigkeit gegen ihre tollsten Launen ihre Liebe zu gewinnen und durch seine zähe Hartnäckigkeit sie zu besiegen.

Doch war es im Grunde eine größere Tollheit, als die des Mädchens, daß er nun wirklich schon am nächsten Tage ohne größere Vorbereitung in das Waldesdickicht von Borneo aufbrach, nur begleitet von seiner wohl bewaffneten Dienerschaft und einigen wegeskundigen Malanen.

Welchen Erfolg seines Unternehmens versprach er sich eigentlich?“

Konnte er, selbst nur wenig in den Waffen geübt, mit seinem ebenso feigen als unzuverlässigen Gefolge einen Kampf mit den tapferen, blutdürstigen Dyaks bestehen? Oder dachte er sie zu überlisten, während er sich doch sagen mußte, daß er weder ihre Sitten, noch ihre Sprache, noch ihre Wohnplätze kannte? Oder wähnte er gar, auf

gütlichem Wege etwas fertig zu bringen durch reiche Geschenke und Gaben?

Die gutmütige und rechtliche Art des van Touwen mochte wohl vorzüglich diesen Gedanken pflegen, obwohl er von jedem Bewohner Borneos hätte erfahren können, daß jedes Verlangen und jedes Greifen nach den erbeuteten Schädeln, diesen ihren höchsten Heiligtümern, die größte Beleidigung jener Wilden war und die furchtbarste Wut der Dyaks erregen mußte.

Gerade er aber hatte sich am meisten vor jeder feindlichen Berührung zu hüten. Denn er durfte es sich nicht verhehlen, daß er mit seiner großen, schönen wohlgepflegten Gestalt noch besondere Gefahr lief, jene entmenschten Kannibalen, zu welchen er sich begeben wollte, neben dem Born zur Lust zu reizen, da sie gewißlich jeden Anlaß benutzen würden, sich seiner zu bemächtigen, um ihn — es ist schrecklich zu sagen, aber wahr — aufzuzehren und seinen Schädel zu den anderen zu gesellen.

Der kühne van Touwen hatte wohl eine Ahnung von allem diesem, wenn er sich auch absichtlich sein Wagnis nicht in seiner ganzen Gefährlichkeit vorstellen wollte, um nicht vielleicht dennoch zurückgeschreckt zu werden. Allein es sollte schlimmer werden, als er es nur geträumt hatte.

Anfangs, solange man noch in dem Bereich der holländischen Festungen war, zeigten die gut bezahlten Malayen Frische und Mut; dann aber, als es ohne Aufhören immer weiter ging, wurden sie scheu und zögernd; zuletzt aber, da sie erfuhren, daß sie den holländischen Herrn zu den Dring-Dyaks bringen sollten (sie hatten bisher geglaubt, es handele sich um eine einfache Tour in das Innere Borneos) wurden sie widerhaarig und

rebellisch und steckten mit ihrer Furcht auch die javanesischen Diener an.

Nur mit dem Revolver in der Hand vermochte van Touwen die Feiglinge noch von der Flucht zurückzuhalten. Dieser Zustand konnte freilich nicht lange währen.

Eines Morgens, als sich van Touwen auf seinem höchst ursprünglichen Lager im Walde erwachend den Schlaf aus den Augen rieb, fand er zu seinem nicht geringen Schrecken, daß die Schurken sämtlich entflohen waren und daß sie ihn hilflos in der Wildnis allein gelassen hatten. Selbst einen guten Teil des Gepäcks und der Lebensmittel hatten die infamen Spitzbuben mitgenommen.

Die Lage des jungen Holländers war wirklich verzweifelt. Wenn nur die Schandbuben ihm seine Lebensmittel oder seine vorzügliche Flinte oder seinen Kompaß gelassen hätten.

An eine Fortsetzung seines anfänglichen Unternehmens war jetzt freilich nicht mehr zu denken, was im Ganzen kein Unglück war. Er durfte froh sein, wenn er mit heiler Haut aus den pfadlosen Wäldern wieder hervorkam.

Aber wie sollte das geschehen?

Bermittelt eines Kompasses hätte er sich an den Fluß und längs desselben an irgend eine Festung durcharbeiten können und wenn ihm seine Lebensmittel ausgegangen wären, hätte er mit seiner Flinte irgend ein jagdbares Tier schießen können. Auf diese Weise wäre immer noch eine Art Rettung möglich gewesen. Er glaubte auch beides noch finden zu müssen, aber trotz alles Forschens und Suchens fand er nichts, als vielleicht für einen Tag Lebensmittel, seine Kleidung und sein Weißzeug und seine Pistolen und seinen Revolver.

Einem anderen hätte Aufregung und Angst die ganze Besonnenheit geraubt. Denn es konnte kaum eine größere Rat- und Hilfslosigkeit geben, als die waren, in welcher sich van Touwen eben befand und nur die angeborene kaltblütige Mäßigkeit und Ruhe seines Wesens brachte ihn ein wenig darüber weg.

Statt sich der nackten Verzweiflung zu überlassen, überlegte er seine Rettung. Doch wohin sollte er sich wenden in diesem vielleicht sich Hunderte von Meilen ausdehnenden Wald? Konnte nicht gerade bei der Richtung, die er einschlug, sein Unstern ihn statt in bewohnte Gegenden in die Wüsten des Innern oder in die Mitte eines Kannibalenstammes führen? Woher sollte er weiter Speise nehmen, wenn seine Lebensmittel aufgezehrt waren? Würde seine ungeübte Hand irgend einen Vogel oder ein Wild aus der Ferne bloß mit der Pistole bewaffnet erlegen können?

Allein trotzdem, daß der Tod aus der Einsamkeit heraus ihn hundertfach angähnte, gab der kräftige junge Mann die Lebenshoffnung nicht auf. Vielmehr erwachte jetzt erst die ganze Energie seiner sonst phlegmatischen Natur.

Er mußte um jeden Preis nach dem Fluß. Wenn die Sonne ihn nicht richtig genug führte, mußte er Quellen und Bäche suchen und ihren Lauf verfolgen. Ihr Gewässer leitete ihn an den Teweh oder den Barito.

Um keine Minute zu versäumen, denn wenn er bei Kräften bleiben sollte, solange die Lebensmittel reichten, hatte er nichts zu versäumen, brach er sofort auf, indem er sich das notwendigste Gepäck selbst auf die Schultern lud.

Schon unter dieser Last fühlte er bald den Unterschied mit der bisherigen Art seines Reisens. Aber noch



mehr als die Packträger vermüßte er die Bahnbrecher. Solange die Malanen bei unserem Holländer gewesen waren, hatten sie entweder einen schon gebahnten Pfad verfolgt, oder hatten einen geschaffen, so daß er leicht dahin schritt, aber als er jetzt allein durch das Waldesdickicht dringen wollte, verlor er nicht bloß den Weg, sondern mußte sich auch fast jeden Fuß breit Landes, den er vorwärts that, mit unendlicher Mühe erkämpfen.

Die sonderbaren Wurzelgestaltungen der Bäume waren hauptsächlich hinderlich. Sie erhoben sich oft wie einzelne Baumstämme bis an zehn und fünfzehn Fuß hoch über der Erde, statt im Boden zu bleiben und bildeten dann erst den eigentlichen Stamm.

Es schien, als ob der Boden so fruchtbar wäre, daß die Bäume in die Luft getrieben würden, bevor der gewöhnliche Lauf der Natur Zeit hatte, sie regelrecht emporwachsen zu lassen, oder als ob die Bäume ihre Wurzeln nach sich gezogen hätten, in der Begierde, die Wipfel ihrer Nachbarn, die sie von allen Seiten umdrängten, so schnell wie möglich zu überragen.

Aber zwischen den unzähligen, zähen Wurzelfasern, die sich gleichsam feimend in der Luft begegneten, wuchsen ebenso unzählige Schlinggewächse. Jeder Riß oder Spalt in der Rinde wurde gleichsam der Blumentopf, aus dem neue Kriech- und Klettergewächse und Farrenkräuter emporgrüntem, die in mannigfaltigen Gestaltungen und oft wunderbar gefärbt, ja wie mit Gold und Silber gesprenkelt erschienen.

Diese massenhaften Schlinggewächse kletterten wohl die Bäume hinauf, aber sie hingen auch wieder in verschlungenen Büscheln herab, um an anderer Stelle fortzufeimen, oder schwangen sich guirlandenartig zu dem

nächsten Baum hinüber oder umflogten in solcher Weise einen schon gefallenen Baumriesen, daß derselbe von Millionen von Händen gehalten den Boden nicht erreichen konnte und noch wie lebend erschien. Das sämtliche Gewirr aber bildete einen sozusagen undurchdringlichen Wall, an dem sich Menschenkraft fast vergeblich versuchte.

Wie zum Hohne jedoch schwang sich oben zwischen den Bäumen in den mit reizenden Orchideen bedeckten Guirlanden leicht ein Affe und grinste verächtlich herunter auf das sich verzweifelt mühende Menschenkind. Er hatte ja dort seine eigentliche Heimat. Man sagt, daß ein Affe von einem Ende von Borneo bis zu dem anderen kommen könne ohne den Boden zu berühren, indem er auf den Baumzweigen und den dazwischen hängenden Schlinggewächsen entlang gehe.

Welch' ein unendlicher Wald!

Wird jemals van Louwen sein Ende erreichen?

Nach dreitägiger unendlicher Anstrengung war er auf ein Wiesenthälchen gestoßen, durch welches ein klarer Bach hinfloß. Todmüde hatte er sich am Rande des Wassers hinfallen lassen. Er gedachte noch einmal die lechzenden Lippen mit Wasser zu nessen und dann zu sterben.

Selbst die Kräfte dieses riesenhaften Mannes waren völlig erschöpft.

Seine Lebensmittel hatte er aufgezehrt und neue hatte er sich nicht zu verschaffen gewußt. Sein Pulver war auf etliche Vögel und Affen nutzlos verpufft worden. Beeren und Früchte wagte er nicht zu essen, da er sie nicht kannte und sie giftig sein mochten.

Dabei hatte ihn Durst und Hitze fast umgebracht. Fieber tobte in seinen Adern. Er hatte kaum eine

Stunde geschlafen seit ihn seine Gefährten verlassen hatten.

Anfangs wollte neue Hoffnung ihn beleben, als er das Thälchen nach erschrecklicher Arbeit erreichte. Er dachte zu Menschen zu kommen. Aber er sah bald, daß er sich getäuscht hatte. Das liebliche Thal war nur eine unbewohnte Dase in der Waldwüste, die ringsum von kaum durchdringlichem Dickicht eingeschlossen war.

Freilich war nun Wassers die Fülle da, nach dem er Tage und Stunden verlangt hatte; auch mochte das Wasser nach dem Flusse „Teweh“ hinlaufen und ihm den Weg zeigen, den er zu gehen hatte, aber dieses alles kam jetzt zu spät. Er fühlte, daß er die Kraft und den Mut nicht mehr hatte, einen neuen Kampf mit dem Urwald aufzunehmen.

„Mir kann nur Gott helfen“, sagte er.

Er bereute bitter sein nicht bloß thörichtes, sondern frevelhaftes Beginnen.

Er achtete ja sein Leben nicht allzuhoch — wenn es sich nur um eine große, edle Sache gehandelt hätte. Aber es war gar zu schmerzlich, um einer nichtigen Laune willen so elendiglich umzukommen. Ja, es war Sünde — Sünde gegen Gott, der ihm sein Leben und seine Gaben nicht für solche Thorheiten geschenkt hatte — Sünde gegen seine alten Eltern, die seinen herben Verlust kaum überleben würden, und gegen seine ihn so treu liebende Schwester, deren natürlicher Schutz er hätte sein sollen.

Aber so niederdrückend und verzweifelt auch seine Gefühle sein mochten, hegte der gute Mensch keinen Groll gegen das schöne Mädchen, das so leichtsinnig mit seinem Leben spielte und die Grundursache aller seiner Leiden bildete, sondern machte sich allein die Vorwürfe.

Er selbst hätte vernünftiger sein sollen, sagte er sich. Gott hätte ihm erst vor kurzem eine Warnung gegeben, als er ihn so wunderbar von dem gewissen Tode errettete. Warum hatte er sich nicht warnen lassen?

Ja seine innige Liebe ging so weit, daß er sogar Isabella bemitleidete über die Gewissensvorwürfe, die sie sich seines Todes wegen machen mußte.

Obwohl völlig entkräftet konnte der junge Mann doch nicht schlafen, auch nicht, als die Nacht eintrat. Seine Reuegedanken, seine Übermüdung und sein fieberhaftes Blut ließen ihn nicht dazu kommen.

Es war eine finstere Nacht und doch nicht dunkel oder still. Millionen von Leuchtkäfern und Johanneswürmchen durchglänzten die schwüle Luft und ihr Gesumm ward übertönt von dem Gequacke der Frösche und von dem Gezirp der Grillen. Aber plötzlich verschwanden sie vor dem brausenden Sturm, der durch den Wald hindonnerte.

Ein Gewitter stand am Himmel. Wie die Sintflut rauschte der Regen hernieder, Blätter und Äste herunter schlagend. Der Wald glich einem Flammenmeer. Tausende von Blitzen zuckten auf einmal hernieder, während der betäubende Donnerhall in den unendlichen Baumgewölben den Untergang der Welt zu weissagen schien.

Fröstelnd hüllte sich van Touwen in seinen Mantel. Der Aufruhr der Elemente that ihm wohl. Je mehr es um ihn her tobte, desto ruhiger wurde er. Ein inniges Gebet stieg aus seinem gottesfürchtigen Herzen auf. Und als nach dem raschen Wegzug des Gewitters der junge Tag erwachte, schlief er ein und weder der tausendstimmige Gesang der Vögel noch das Heulen und Blappern

der Affen, noch der bellende Ruf des Rijang (einer Antilopenart) konnte ihn wecken.

Die Sonne hatte längst die Waldblätter und Grashalme trocken geküßt und fing an, auch den Schläfer zu beunruhigen, da zeigte sich plötzlich ein junges Mädchen am Waldrande, nach ihrer ganzen Erscheinung den wilden Stämmen des Waldes zugehörig, nur in etwas weißerer Färbung der Haut. Die junge Wilde sah sich nach allen Seiten scheu um, ehe sie ganz aus dem Walde heraustrat. Als sie den am Bachufer schlafenden Europäer erblickte, entrang sich unwillkürlich ihren Lippen der ihrem Stamme eigentümliche Schrei: „Hio! Hio!“

Das Mädchen war anfangs über sich selbst erschrocken, daß sie so laut geworden war, aber als sie merkte, daß ihr Schrei den Schlaf des Fremden nicht gestört hatte, trat sie neugierig näher. Sie hatte noch nie einen weißen Mann gesehen und wußte nur aus den Erzählungen am Lagerfeuer, daß es auch solche Menschen gäbe.

Fast zugleich mit ihr kamen zwei Wilde, die ihre Begleitung bildeten und durch ihren Ruf aufmerksam geworden waren. Einer derselben legte beim Anblick van Louwens den Giftpfeil in seinen nie fehlenden „Sumpitan“ (Blaserohr), während Hab- und Mordgier sich in seinen dunklen Augen spiegelte. Aber das Mädchen sprang vor und wehrte mit heftigen Worten dem heimtückischen Beginnen ihres Genossen.

Durch diesen Wortwechsel erwachte der junge Holländer. Voll Freude und Dankgefühl gegen Gott nahm er Menschen in seiner Nähe wahr. Möchten sie sein, wer sie wollten, sie konnten ihn doch vor dem elendesten Tode bewahren.

Eine Verständigung durch Worte ergab sich jedoch als völlig unmöglich. Schon die ersten Versuche scheiterten,

obwohl van Touwen einige Kenntniß in den Sprachen der Insel hatte. Die Wilden vor ihm waren keine Dyaks, sondern sogenannte Waldmenschen oder „Orang Bunan“, die fast nackt ohne Haus und eigentliche Heimat ewig in ihren Wäldern umherziehen und vielleicht die letzten Reste der Ureinwohner Borneos sind.

Neben nur wenigen anderen Nationen der Erde mögen sie auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehen, deren Menschen überhaupt fähig sind, obwohl sie im allgemeinen für Wilde sich gutmütig zeigen und wenigstens im Gegensatz gegen die blutigen Dyaks Menschenfleisch verschmähen.

Sie bilden so zu sagen das hauptsächlichste Jagdwild der dyakischen Kopfsjäger, weshalb sie auch wie anderes Wild wachsam und ängstlich den Wald durchziehen.

Als van Touwen nunmehr durch Zeichen seine Wünsche zu verstehen gab, begriffen sie ihn sofort und waren ungemein willfährig, zumal da der dankbare Holländer ihnen fast zu freigebig alles schenkte, worauf ihre Blicke begehrllich weilten und er ihnen noch zwei- oder dreimal soviel versprach, wenn sie ihn wieder zu seinen Landsleuten brächten.

Am meisten imponierte ihnen ein Feuerzeug, womit van Touwen das erloschene Feuer, an welchem sie vorher gefessen hatten, wieder in Brand brachte. Sie probierten so lange die einzelnen Schwefelhölzer, bis sie alle waren, worauf die junge Wilde das glänzende Feuerbüchsen mit einem Bastbändchen um den Hals schlang. Van Touwen schenkte ihr einen Goldring, aber sie schien sich viel mehr einzubilden auf das Feuerzeug, als auf den Ring.

An dem Feuer wurde ein langnasiger Affe (nasalis

larvatus) geröstet, dessen Fleisch van Touwen im Augenblick besser mundete, obwohl er ähnliches noch nie gegessen hatte, als das beste Geflügel daheim.

Nach dem nun beendigten Mahle drängte der Holländer sofort zum Aufbruch.

Er erstaunte, wie seine jetzigen Führer in dem ihnen gewohnten Walde Pfade und Durchgänge fanden, von welchen er keine Ahnung gehabt hatte und mit welcher Gewandtheit sie über Baumstämme liefen, welche Schluchten und Bäche überbrückten. Er konnte ihnen kaum folgen, zumal er sich noch sehr geschwächt fühlte.

Es wurde darum früher Halt gemacht, als es sonst wegen der fortgeschrittenen Tageszeit nötig gewesen wäre, und ein Feuer angezündet.

Aber kaum hatte man sich behaglich um dasselbe gelagert, als die beiden Wilden zitternd und bebend aufsprangen und zu entfliehen suchten, doch vergeblich. Sie waren von einer Anzahl dyakischer Kopfjäger umstellt, die sie und van Touwen zu Gefangenen machten, und fesselten.

Es war „Sibau Mobang“, der Schrecklichste aller Menschenfresser, und seine blutige Schar, denen Otto am Tage vorher auf der Kopfjagd begegnet war.

Van Touwen fühlte, als er in die triumphierenden Augen des Kannibalen sah, daß die Einsamkeit des Waldes mit allen ihren Schrecken noch lange nicht das größte Unglück für ihn gewesen war.

Nur die junge Wilde, die in dem Augenblicke, als der Zusammenstoß stattfand, in der Nähe Keisig zu dem Feuer sammelte und sich rasch den Blicken ihrer grausamsten Verfolger entzog, entging den Mörderhänden jener Menschenenteufel.

## VII.

## R e t t u n g.

In derselben Gewitternacht, in welcher van Touwen in trüber Hoffnungslosigkeit seine Rechnung auf Erden abschloß, war Otto mit seinen Begleitern bereits unterwegs, um ihn zu retten. Er konnte natürlich nicht ahnen, daß sein Freund nur wenige Stunden von der Festung entfernt völlig erschöpft an einem Bachesrande lag.

Wie leicht wäre dort seine Rettung gewesen. Wie schnell wäre der schon am Leben Verzweifelnde in die Arme seiner reinigen Braut zurückgekehrt. Aber es sollte nicht sein. Die blutige Hand Sibau Mobangs legte sich zwischen diese friedliche Lösung. Übrigens war es noch gut, daß von vornherein die Gedanken der Retter auf die Dring-Dyaks gerichtet waren.

Otto drängte ohne Aufhören vorwärts trotz Blitz, Sturm und Regen. Wenn ihn einmal Ermüdung anwandeln wollte, dachte er an seinen armen Freund und die Entsetzen erregenden Augen des schrecklichen Menschenfressers. Vielleicht hatte Gott ihn ausersehen, dachte er, van Touwen noch einmal aus seiner Todesgefahr zu befreien. Seine Gedanken waren fortlaufende Fürbitten für denselben.

O, wie anders war sein Waldgang, als der van Touwens. Auf ihm lag nicht die Bürde der eigenen Vorwürfe über Thorheit und Frevelmut. Ihn machte das Gefühl der Erfüllung heiliger Liebespflicht frisch, frei, froh, leicht.

Die Leute Ottos hatten indessen nicht jenen inneren Trieb wie ihr Führer, der sie gleichgiltig gegen das



Wetter, gegen die unwegsamen Waldpfade und gegen die Gefahren machte.

Sie murrten. Ihre Gespräche aber waren sicherlich für Ottos Ohr bestimmt, als sie sagten: „Warum man nicht bei Tag gegangen wäre? Man hätte dann auch in genügender Anzahl ausrücken können. Die wenigen Mann könnten keinen Kampf mit den mutigen Dyaks aufnehmen. Von den Menschenfressern abgeschlachtet und gekocht oder gebraten aufgeessen zu werden, sei keine solche angenehme Aussicht, daß man laufe, als ob es zu einem Tanz oder einem Gelage ginge“.

Otto antwortete ganz empört, ob es nicht wichtiger wäre, statt zu trinken und zu tanzen, einen Landsmann aus der Todesnot zu retten. Wolle Gott, daß sie nur noch zurecht kämen. Von Kampf sei zunächst keine Rede, sondern von Eile. Allein wenn es zum Kampfe käme, wie sie sich nur darüber beschweren könnten. Der Kampf sei der Soldaten Pflicht und Lust. Der Soldat müsse stets bereit sein, sein Leben hinzugeben. Wie der Tagelöhner seine Körperkraft, wie der Gelehrte seine Geistesarbeit, so setze der Soldat sein Leben ein für das Wohl der Menschheit. Wer anders denke, solle nur sofort seine Uniform ausziehen. Er möge alles andere sein, aber ein Soldat sei er nicht.

Indessen würde bei Tagesanbruch der Major selbst mit einer ganzen Kompagnie Soldaten nachkommen. Sie sollten nur die Vorläufer und Wegfinder sein und parlamentieren, wenn der arme van Louwen überhaupt noch am Leben wäre.

Die ebenso feurige, als tiefgefühlte Anrede des jungen Offiziers blieb nicht ohne Wirkung bei den Soldaten. Es ging jetzt unaufhaltsam vorwärts. Erst gegen Morgen,

als das Gewitter sich verzogen hatte, gönnte sich die eifrige Schar einige Stunden Rast zu ein wenig Schlaf, indem sie sich um ein Feuer lagerte.

Mit der erwachenden Sonne aber waren die ermüdeten Schläfer auch wieder wach, um gestärkt durch die kurze Ruhe und ein reichliches Frühstück ihren Tagesmarsch zu beginnen. Noch heute gedachten sie Kaden Mas, den obersten Rajah der Dring-Dyaks zu erreichen, welcher ihnen behilflich sein sollte, den Gefangenen zu befreien.

Dieser hohe Herr hatte, beeinflusst von anderen dyakischen Rajahs und dem Sultan vom Sudan den Kannibalismus aufgegeben und sich wenigstens äußerlich der muhamedanischen Religion angeschlossen. Kaden Mas war sehr reich. Gerade wegen des Goldstaubes, den er in seinen Dörfern in Menge verborgen hielt, führte er den Namen: „Kaden Mas“ gleich „Edelgold“.

Seine Macht war wohl nicht groß, aber auch nicht gering und wenngleich er bis jetzt noch nichts gegen die Menschenfresserei in seinem Stamme gethan hatte, auch wohl nicht die ausgesprochene Absicht dazu hatte, so vermochte er doch zweifellos die ihm untergebenen Rajahs und damit auch den Sibau Mobang zu zwingen, einige Gefangene, die sie gemacht hatten, los zu geben. Ganz gewiß aber mochte er es thun, da es sich um einen jungen Holländer von Wichtigkeit handelte und er sicherlich nicht geneigt war, da, wo noch nicht einmal sein Interesse in das Spiel kam, der nahen und übermächtigen holländischen Regierung vor den Kopf zu stoßen.

Wenn also van Touwen noch lebend zu erreichen war, konnte er nach aller Berechnung durch das Kaden Mas überbrachte Schreiben des Majors gerettet werden.

Nur Schnelligkeit konnte helfen. Jede Minute zu spät war verhängnisvoll. Dieses Gefühl teilte sich, durch ihren Anführer angefaßt, der ganzen Truppe mit, die wahrhaft Übermenschliches leistete.

Gegen Abend waren sie bereits im Gebiete der Dring-Dyaks. „Noch vor Mitternacht werden wir den Palast des reichen Raden Mas erblicken“, sagte der Malaye.

„Doch was ist das?“ flüsterte er erschreckt, den anderen ein Zeichen zum Stillhalten und Schweigen gebend. Er hatte mit seinen scharfen Augen im Gebüsch eine menschliche Figur erblickt.

Als er sich näher heranschlich, bemerkte er das Mädchen aus dem Stamme der Waldmenschen, das im Walde kauerte und so sehr in seinem Schmerz versunken war, daß es nicht einmal den harten Tritt der Soldaten vernommen hatte.

Der Malaye zog die auf den Tod Erschrockene hervor, konnte aber lange kein Wort aus ihr herausbringen.

Noch ganz angegriffen von dem Entsetzen über die Gefangennahme des jungen Holländers und ihres Vaters und ihres Bruders verwirrten sich die Gedanken des einfachen Waldkinds bei dem plötzlichen und ungewohnten Anblick der Soldaten.

Erst als der junge Holländer ihr von dem sprachkundigen Malayen beschrieben wurde, horchte sie auf und deutete mit lebhaften Geberden auf das Feuerzeug und den Ring.

Otto erbleichte vor Schrecken, als er beides in die Hand nahm, zumal er auf der Innenseite des Ringes den Namen van Touwen las. Er dachte, es seien die letzten Reste seines beraubten und ermordeten Freundes.

Der Dolmetscher konnte ihm nicht schnell genug fragen: „Wo ist er?“

Nun erzählte das Waldmädchen mit lebhaften Gebärden, wie sie und ihre Gefährten ihn am Waldrande fanden und wie er hernach samt ihren Verwandten in die Hände Sibau Mobangs gefallen sei.

„Heiliger Gott, meine Ahnung!“ rief Otto, als er es erfuhr. „So ist er doch diesem Ungeheuer in die Arme gelaufen. Wann ist es geschehen?“

„Vor kaum einer Stunde“, antwortete der Malaye, nachdem er es bei dem Mädchen erforscht hatte.

„Gott sei Dank!“ triumphierte Otto. „So ist noch Rettung möglich. Wir müssen ihm augenblicklich nach, Wenn wir ihn nicht befreien können, wollen wir wenigstens mit ihm sterben.“

„Das Mädchen muß uns führen“.

„Halt, Herr!“ sagte der bedächtigere Malaye. „Wahrscheinlich wird ein ‚Tiwah‘ in dem Dorfe Sibau Mobangs gefeiert. Ein solches Fest währt aber meistens einige Tage. Da ist es sehr möglich, daß die Ermordung van Louwens noch aufgeschoben wird. Bis dahin aber hat sich Raden Mas in das Mittel gelegt“.

„Auf diese Möglichkeiten kann ich mich nicht einlassen, wo es sich um das Leben meines Freundes handelt“, antwortete Otto barsch.

„So wollen wir es in der Weise einrichten“, meinte der Malaye: „Das Mädchen führt Sie und die Soldaten zur Beobachtung in die Nähe des feindlichen Dorfes, wo Sie einspringen können, wenn etwas geschieht. Aber, wenn Ihnen ihr Leben lieb ist, unternehmen Sie nichts, bis die höchste Gefahr ist. Ich eile währenddessen mit

dem Briefe allein zu Maden Mas und bis zum Tagesanbruch ist gewißlich Hilfe da“.

Otto sah das Verständige des Planes ein und bewirkte die sofortige Ausführung.

Das Tiwah, das eben der Malaye nannte, heißt in ihrer Sprache Totenfest und wird in der Regel zu Ehren irgend eines hingeschiedenen Häuptlings als Totenfeier von den Dyaks veranstaltet und besteht in dem Opfer einer Anzahl Menschen, die dann später bei einigen Stämmen wie z. B. den Dring-Dyaks aufgefressen werden, dieses auch zu Ehren der Gestorbenen. Doch kann das Fest, das oft zehn Tage währt, auch bei anderen Gelegenheiten, bei Geburt eines Kindes oder bei Hochzeiten abgehalten werden.

So verhielt es sich diesmal in dem Dorfe „Mobangs“. Dort war allerdings, wie der scharfsichtige Malaye vermutet hatte, ein Tiwah im Gange, aber leider nicht zu Ehren des Todes des blutigen Häuptlings, sondern weil ihm ein männlicher Sprosse geboren war.

Der beglückte Vater war deswegen mit seiner Schar persönlich ausgezogen, um das nötige Menschenfleisch zu dem sauberen Feste zu schaffen. Und hier hatte der erfahrene Malaye wieder recht. Hatte Sibau Mobang ziemlich viele erbeutet, so schlachtete und verzehrte das eingeladene Dorf nicht alles auf einmal, sondern sie hoben sich haushälterisch noch einzelnes als Leckerbissen auf die folgenden Tage auf. Nach dieser Berechnung mochte möglicherweise der Tod van Louwens noch hinausgeschoben werden.

Das sonst so nüchterne, ohne Kenntniß eines be rauschenden Getränkes dahinlebende Volk der Dyaks ist aber in den Tagen des Tiwah rein wie toll. Mordlust

und Blutgier machen sie trunken. Es ist ihnen nicht einmal genug am Schlachten und Essen des Opfers. Sie quälen oft stundenlang den armen Gefangenen oder Sklaven am Marterpfahl des Dorfes, ehe sie ihm den letzten Todesstreich geben.

Als Otto bei ziemlicher Nachtzeit mit seinen Begleitern sich dem Dorfe Sibau Mobangs näherte, tönte ihnen ein betäubender müster Lärm entgegen, der so sehr jeden anderen Ton verschlang, daß die Soldaten sich völlig ungeniert, ohne irgend welche Gefahr fürchten zu müssen, nähern konnten, zumal da keine Wachtposten ausstanden. Die ganze Aufmerksamkeit der Bande war auf andere Punkte gerichtet. Die Häuser des Dorfes standen sämtlich leer. Die ganze Gemeinde von den kleinsten Kindern bis zum gebrechlichsten Alter war auf einem nur von einzelnen mächtigen Bäumen bewachsenen freien Platze dicht vor dem Dorfe versammelt, der von einem gewaltigen Feuer in der Mitte, über welchem ein Kessel hing und einer Menge Bechfackeln, die an den Bäumen angebracht waren, erleuchtet wurde.

Nachdem Otto und seine kleine Kriegsmacht in dem Schatten eines Hauses Posto gefaßt hatten, konnten sie das ganze Treiben der wilden Menge überschauen. Sie sahen von dem ungewissen Feuer beleuchtet wie schwarze Teufel diese nackten Gestalten mit Schwert und Schild bewaffnet, begleitet von den Klängen der Musik eine Art Waffentanz aufführen, indem sie sich zuerst drohend umgingen und dann mit furchtbarem Geschrei unter Beifallsgeheul der Menge aufeinander losstürzten.

Man wußte kaum, was grauenvoller war, das Toben der Kämpfenden oder die wahrhaft bestialischen Töne und die Musik der Umstehenden, die auf ihren eintönigen

Gongs und mitstönenden Tomtoms, von gellenden Pfiffen einer sechsröhrigen Pfeife unterbrochen, nur stets drauf los lärmte. Und immer wilder wurde das Kämpfen und immer toller das Schreien, daß es fast sinnverwirrend wirkte und man an das Höllenfeuer und eine tobende, tanzende Höllenbande denken mußte.

Plötzlich schwieg der Lärm. Die Blicke aller wandten sich dem Marterpfahle zu, an welchem ein Sklave des Sibau Mobang angebunden war. Der Kessel stand nicht umsonst auf dem Feuer.

Der Marterpfahl, „Sabundu“ genannt, war aus Eisenholz gefertigt und ragte etwa in Manneshöhe aus dem Boden hervor. An seinem oberen Ende befand sich ein grob geschnitzter Menschenkopf mit lang aus dem Munde hervorgestreckter Zunge, als wenn er gierig nach dem unter ihm gefesselten Unglücklichen lecken wollte.

Dem Opfer gegenüber sammelten sich nun sämtliche Männer und Jünglinge in voller Waffenrüstung und marschierten mit vorgestreckter Lanze auf den sich in Verzweiflung und Todesangst krümmenden Sklaven los, während die „Balian“ und „Bassir“ (Priester und Priesterinnen) ein widerwärtiges Geheul anstimmten und Sibau Mobang mit einer wahren Wollust die Qualen des dem Tode Geweihten studierte, der ihm lange Jahre ein treuer Diener gewesen war.

Seine Folterer verwundeten absichtlich den verzweifelt Flehenden nur leicht, um ihren Blutdurst auf das höchste zu befriedigen, bis endlich ein Priester ihm den Gnadenstoß gab.

Dann wurde das Opfer gevierteilt und Kopf, Kniee und Hände als besondere Leckerbissen separiert.

Kaum aber war der Sklave von dem Marterpfahl

entfernt, als van Louwen gefesselt herbei gebracht wurde. Otto schrie laut auf vor Schmerz und Zorn, als er ihn erblickte. Die Soldaten erschrafen über die Unvorsichtigkeit ihres Führers und sahen sich furchtsam um. Doch niemand hatte ihn gehört. Sein Schrei war in dem Triumphgeheul der Wilden verschwunden, die wahrhaft vor Freude und Lust brüllten, da sie einen Weißen und zwar in dieser stattlichen Gestalt erschauten.

Von allen Seiten drängte man sich herbei, um ihm die Kleider von dem Körper zu reißen und ihn an den Pfahl zu heften.

Otto konnte sich nicht mehr halten. Er entschloß sich, zu handeln. In demselben Momente aber hatte er in seltener Geistesgegenwart auch schon einen vollständigen Rettungsplan entworfen, den er mit fliegenden Worten den Soldaten zuraunte: „Ihr besetzt dieses Haus als unseren Rückzugsort, nachdem ihr einen Augenblick mit mir vorgegangen seid und drei Salven mitten unter die Feinde abgegeben habt. Jeder nehme sich seinen Mann nur recht fest auf das Korn, damit rechte Verwirrung unter ihnen entsteht. In dieser Verwirrung denke ich mit Gottes Hilfe van Louwen zu retten und hierher in das Haus zu bringen, wo wir uns halten wollen, bis Hilfe kommt. Also jetzt, vorwärts marsch! Legt an! Feuer!“

Der scharfe Ton der Flintenkugeln übertönte selbst das Geheul der Wilden, und als drei Mann wie vom Blitz getroffen in der nächsten Nähe ihres Häuptlings plötzlich tot niederstürzten, ergriff eine Art Panik die Menge, wie es Otto vorausgesehen hatte. Und wieder blitzte es auf und wieder fielen drei Mann und nun erschien mitten unter ihnen wie vom Himmel gefallen ein



schlanke, wunderbar schöner Jüngling mit seinem Revolver Blitz und Donner in seiner Linken tragend und den flammenden Degen in seiner Rechten, der ihm blutige Bahn durch die Menge bahnte.

Die sonst so grimme Meute wich ihm scheu und furchtsam aus dem Wege.

War der Gott der Weißen selbst vom Himmel gekommen, um den weißen Mann aus ihren Händen zu erretten?

Nur Sibau Mobang wagte dem jungen Offizier entgegenzutreten, aber eine Kugel aus dem Revolver Ottos zerschmetterte ihm den Arm, daß der Rajah vor Schmerz ohnmächtig von den nächsten aufgefangen werden mußte. Zugleich sanken wieder drei andere Krieger schwer verwundet von den Schüssen der Soldaten zusammen. Nun war nirgends mehr ein Widerstand.

Otto erstaunte selbst über seinen Erfolg. Er konnte, ohne daß sich jemand rührte, van Louwen von seinen Banden befreien und nach dem Hause hinführen.

Die Dyaks aber wunderten sich über die Herablassung des Gottes, der nach dem Jubelschrei, den der Gefangene beim Anblick Ottos ausstieß, denselben persönlich umarmte und an seiner eigenen Hand nach dem im Voraus bestimmten Hause führte.

Es wäre darnach vielleicht alles gut gegangen — die den Dyaks eingeflözte Furcht hielt aus, bis Kaden Mas selbst eintraf — wenn nicht das Waldmädchen, als Otto, kaum zurückgekehrt, bereits Anordnungen traf zur Befestigung ihrer Zufluchtsstätte, ihn am Arme gegriffen und, indem sie ihn flehend ansah, ihm Zeichen vorgemacht hätte, wie das Durchschneiden von Banden. Otto verstand sie. Er sollte auch ihre Verwandten retten.

Ohne Besinnen folgte der wackere Jüngling der Aufforderung, obgleich die Soldaten entschieden dagegen sprachen.

Diesmal lief aber der Rettungsversuch nicht so günstig ab, wie das erste Mal.

Die Dyaks waren allmählich etwas mehr zur Besinnung gekommen. Sowohl die Soldaten, die sie erblickten, als ihre Verschanzung in dem Hause, bewiesen ihnen, daß alles natürlich zuginge. Otto jedoch verlor dadurch schnell an seinem ihm beigelegten Nimbus. Er konnte kein Gott sein, da er auch die Waldmenschen befreite. Denn ein Gott der Weißen konnte nach ihrer Ansicht nicht ein Gott der verachteten Waldmenschen sein.

Doch je mehr diese blutigen Wilden sich selbst getäuscht hatten, desto größer wurde jetzt ihre Wut.

Sie stürmten von allen Seiten an den hochherzigen Offizier heran, um ihm den Rückzug nach dem Hause abzuschneiden. Nur der, Tod und Verderben sprühende Revolver und die wohlgezielten Flintenschüsse der Soldaten waren es allein, die ihm noch den Weg bahnten. Indessen war sein Körper mit einer Anzahl Wunden bedeckt, als er endlich an dem Hause anlangte. Besonders war es ein Hieb über den Kopf, der ihn nicht bloß betäubte, sondern der vielleicht lebensgefährlich war. Von Blutverlust erschöpft fiel er geradezu in das Zimmer, als er mit Hilfe von Louwens die Leiter erstiegen hatte, die nach dem Hause empor führte.

Die Dyaks gedachten in ihrer Kampfgier zugleich mit dem Verwundeten in das Haus zu dringen, aber die Soldaten waren auf der Hut und schossen jeden, der es wagte, näher zu treten, zusammen, und als sie darauf einen Gesamtangriff machten und schon bis an die Thüre

vorgedrungen waren, trat van Touwen ihnen entgegen, der in einer wahren Berserkerwut war, da es galt, seinen totwunden Freund zu schützen. Er nahm in seiner Riesenstärke den Bordersten und warf denselben mit solcher Wucht auf die Nachkommenden, daß dieselben strauchelten und unter ihrer Schwere die Leiter zusammenbrach.

Ein weiterer Angriff erfolgte nicht mehr. Durch die Verwundung Sibau Mobangs fehlte es jedenfalls an einem unternehmenden Führer.

So tollkühn anfangs der Kampf begonnen worden war, so günstig hatte er sich im Vergleich der Gefahr gestaltet. Man hätte jetzt im Triumphgefühl des Sieges und der Rettung ruhig die Ankunft des Herrschers der Dring-Dyaks, ja sogar des Majors, der sich gewißlich auch auf seinem Marsche hierher wenden mußte, abwarten können, wenn nur nicht die Verwundung Ottos gewesen wäre und so große Sorge und Angst gemacht hätte.

Er konnte vor Schwäche kaum noch sprechen. Niemand aber war da, der etwas von Wunden verstand, als die beiden Waldmänner und das Waldmädchen, die Kräuter kaute und sie auf die Wunden legte.

Van Touwen war ganz fassungslos. Er wäre lieber selbst gestorben, als daß er seinen Freund so verbluten sah um seinetwillen.

Endlich kam der langersehnte Tag herauf und mit ihm der Malaye und Raden Mas mit seiner Leibwache.

Diese gaben wohl äußere Sicherheit, aber wenig Trost zu Ottos Verwundung. Nur versicherte der Malaye, daß er in den Händen der Waldmänner am besten aufgehoben sei. Sie hätten, wie er sähe, neben heilkräftigen Kräutern das Fett der Riesenschlange angewandt, was in solchen Fällen das beste Heilmittel sei.

Ban Touwen schöpfte ein wenig Hoffnung. Aber er jauchzte doch auf, als einige Stunden später auch der Major mit seiner Kompagnie auf dem Wahlplatze erschien, und einen Militärarzt mit sich führte.

Auch Otto wollte sich zum Gruße erheben. Aber er sank schmerzstöhnend zurück. Sein Atem stockte. Leichenfarbe bedeckte sein Gesicht. Das Waldmädchen, das an seiner Seite gekniet hatte, sprang mit lautem Schmerzensschrei in die Höhe.

Ban Touwen rief entsetzt: „Ist er tot?“

„Noch nicht“, sagte der sich über ihn beugende Militärarzt. „Aber es wird nicht lange mehr dauern“.

---

## VIII.

### Wie ein Preußenhasser bekehrt wird.

Otto war nicht tot, aber es währte lange, bis er wieder zu sich kam. Und als er wieder Leben zeigte, geschah es nur, um in heftige Fieberdelirien zu verfallen, worin er seinen Vater heftig anklagte, welcher ihn unter die Menschenfresser geschickt habe und nach seiner Mutter um Hilfe rief, weil Sibau Mobang ihn lebendig braten wollte.

„Sie fressen mich, sie fressen mich! Mutter, Mutter!“ schrie er aufspringend.

Zwei Mann vermochten ihn kaum zu halten.

Erst nach einer Woche Aufenthalt im Walde konnte er nach der Festung „Teweh“ gebracht werden und von da erst nach drei Wochen immer noch schwer krank den Barito hinunter nach Banjermasin, und da dort das gelbe

Fieber herrschte, nach Cuba nach Westefreden in den Land-  
sitz der van Louwens.

Der junge van Louwen war keinen Augenblick von  
der Seite des Verwundeten gewichen. Er sah selbst krank,  
vergrämt und versorgt aus. Statt eines fröhlichen Braut-  
zuges, kam er heim wie mit einem Leichenzug. Sein  
Leben war verödet. Sein Glück war begraben. Noch  
eine Hoffnung hatte er, daß er vielleicht seinen Freund  
und Lebensretter wieder gesund und glücklich machen könnte.

Isabella hatte er aufgegeben. Er hatte sie nicht  
mehr sehen und sprechen wollen, obwohl sein Herz darüber  
verblutete.

Er hatte sie so sehr geliebt.

Aber wie konnte er ein Wesen als Gattin heim-  
führen, die ihrem Leichtsinn und ihrer Hoffart alles opferte.  
Die Gefahr des Freundes, dessen junges, frisches, hoff-  
nungsreiches Leben vielleicht auch noch ein Opfer der  
Laune eines solchen verzogenen Geschöpfes wurde, hatte  
ihm die Unthat des Mädchens erst recht in ihrem grellen  
Lichte gezeigt. Er mußte ihr entsagen.

„Wenn es um meinetwillen gewesen wäre“, sagte er,  
„hätte ich ihr verziehen, allein das vergossene Blut des  
Freundes trennt uns für ewig“.

Als Isabella die Rettung van Louwens erfuhr, hatte  
sie Leweh verlassen und war nach Banjermasin zu ihrem  
Vater zurückgekehrt, mit Sicherheit hoffend, daß ihr Ge-  
liebter jetzt seinen Antrag erneuern würde. Ihre Seele  
jauchzte voll Dank gegen Gott. Nur unterbrochen wurde  
ihre Freude und ihr Jubel durch die Angst um den ver-  
wundeten jungen Deutschen. Aber wie schwer sollte sich  
die junge Schöne täuschen. Van Louwen ließ sich nicht  
blicken, auch da nicht, als er mit dem Verwundeten nach

Banjermasin kam. Solange er noch in Banjermasin weilte, hatte Isabella immer die Hoffnung noch nicht aufgegeben, sondern mit einer fieberhaften Hast sie selbst täuschende Entschuldigungen für sein Ausbleiben aufgesucht, aber als sein Schiff absegelte, ohne daß er ihr Haus aufsuchte, wußte sie, daß er niemals wiederkehren würde. Bläß wie eine Leiche starrte sie den Wimpeln des Schiffes nach, bis es am Horizont verschwand. Dann lispelte sie: „Vorbei! vorbei!“ Erst nach Tagen fand sie Thränen, bittere Thränen.

„Ach ich hatte es ja doch so schlimm nicht gemeint“.

Fast zu derselben Zeit, aber weit, weit nach Norden hin, in dem kleinen Städtchen Deutschlands sprach der Kentmeister Weller fast dieselben Worte: „Ach, ich hatte es ja so schlimm nicht gemeint“.

Das schöne Mädchen auf Borneo und der alte deutsche Kentmeister kannten sich nicht und wußten nichts voneinander und doch hatten sie dasselbe Gefühl und dasselbe Wort: „Ach, ich hatte es ja so schlimm nicht gemeint“. Wenn man übrigens nachforschen wollte, dann hätte man nicht bloß damals, sondern auch jetzt noch in vielen anderen Teilen der Erde und in viel mehr Sprachen, als im Holländischen und Deutschen dasselbe Wort von gar verschiedenen Menschenlippen hören können: „Ach, ich hatte es ja so schlimm nicht gemeint“.

Dort war es ein Jüngling, der mit entsetzten Geberden also sprach. Denn vor ihm lag sein Freund in seinem Blute, den er um einer unbedeutenden Ursache willen im trunkenen Streite erschlagen hatte.

Hier knieet ein Kind weinend vor zwei Gräbern und seufzet ebenso. Denn dort unten ruhen seine Eltern, die mit Kummer über es in die Grube gefahren sind.

Dort klagt dieses Klage lied eine Mutter, die durch ihre Offenliebe und Schmeicheleien, ihr schönes Kind in Schande und frühen Tod getrieben hat.

Hier ruft es erbleichend ein Mann, der in seiner blinden Hast nach Erwerb und Verdienst seinen Nachbar über den Haufen geworfen hatte, und der nun sah, wie man denselben, der den Sturz seines Hauses nicht überleben wollte, aus den Fluten des Flusses herauszog.

Doch wer vermag all die Fälle aufzuzählen bis zu dem Verräter Judas hinauf, der nach der Verurteilung Jesu zum Kreuzestod durch sein Hinwerfen des Blutgeldes und durch seinen verzweifelten Selbstmord auf die schrecklichste Weise das Wort darstellte: „Ach, ich hatte es so schlimm nicht gemeint“.

Die Menschen wollen es nie so schlimm gemeint haben, und doch geben sie in ihrem Zorne und ihrer Selbstlust nicht einen Finger breit nach und kosten ihren Leichtsinn bis auf den letzten Tropfen aus. Da soll denn Gott alles hernach wieder gut machen, was sie selbst böses angestellt haben. Heißt es aber nicht: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen“?

Gott ist ja geduldig und barmherzig, von großer Güte und Treue und wendet oft genug der Menschen Unbedachtsamkeit und Leidenschaft in das Gute, aber manchmal streckt er auch seine Gerichtshand aus und über dem Haupte des argen Frevlers rollen die Donner der Ewigkeit: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten“.

Der Kentmeister hatte wahrhaftig oft genug gerufen: „Lieber unter die Menschenfresser, als unter die Preußen“ und hatte geflucht und sich verschworen — nun aber, nachdem er seinem blinden Zorn und seiner thörichten Hartnäckigkeit ganz allein gefolgt war und wörtlich in Er-

füllung ging, wie er es gesagt hatte, suchte er sich zu entschuldigen, er habe es nicht so gemeint.

Die Rentmeisterin erwiderte nichts. Was sollte sie auch erwidern? Ihre kummervollen Augen und ihr bleiches Gesicht sagten alles.

Der erste peinliche Eindruck, den die Nachricht von der Versetzung Ottos nach Borneo auf seine Eltern gemacht hatte, war ja wohl ein wenig verwischt, aber währenddessen war kein neuer Brief gekommen. Eine unsägliche Unruhe lag auf den Herzen beider.

„Er schreibt nie mehr“, weinte die unglückselige Mutter. „Er wird sein Geschick erfüllt haben“.

Anfangs brauste noch der Rentmeister auf und schalt ihren Aberglauben und ihr Eulengekrächz. Später schwieg er seufzend still. Zuletzt griff er verzweifelnd in die Haare und sagte: „Ach, ich hatte es ja doch so schlimm nicht gemeint“.

Die Rentmeisterin brauchte ihn nicht zu widerlegen. Er machte sich Selbstvorwürfe genug. Es war zum Bedauern, wie kleinlaut der sonst so raube, stolze Mann geworden war. Seine Untergebenen kannten ihn kaum noch wieder. Er schlich einsame Wege, wo er seinem Kummer recht nachhängen konnte und magerte sichtlich ab.

Im Wirtshaus wurde er kaum noch gesehen, dagegen war er ein eifriger Besucher der Kirche. Seine Frau sah ihn oft in der Bibel lesen und dann rannen hinter der Brille, die er dazu brauchte, helle Thränen über die gefurchten Wangen.

Die Tage von 1870 und 1871 kamen jetzt heran. Das Rettungswerk Preußens von 1866 sollte die Feuer- taufe empfangen und das junge Reich seinen neuen Halt und seine Kraft bewähren.



Die Kriegserklärung an Frankreich aber machte auch den alten Kentmeister wieder lebendig. Wer wurde damals nicht lebendig? Der alte Veteran, der mit seinem Stelzfuß schon völlig abgestorben hinter dem Ofen saß, erhob sich wie in seinen besten Tagen und stand feurigen Auges in straffer Haltung mitten in der Stube und von seinem Munde klang es wie Weissagungen, und das greise Mütterlein erzählte mit zahnlosem aber beredtem Munde den erstaunten Enkeln von großen Thaten einer großen Zeit. Ja die alten Helden und Sänger des Volkes schienen aus den Gräbern aufzustehen. Alles was je das Volk gesungen und geträumt hatte von mächtigen Heldenkämpfen und des Vaterlandes Einheit, Freiheit und Herrlichkeit wurde in diesen Tagen lebendig.

Der Bruderzwist schwieg. Für Krankheit war keine Zeit. Knaben wurden zu Männern. Jungfrauen zu Heldinnen in den kugelumfausten Lazaretten. Die stolze Jugend Deutschlands aber, die Trägerin aller dieser längst geträumten Gedanken und Wünsche, rief im Gefühle ihrer Kraft und Einheit, kühn in die Schlacht sich drängend, ihrer teuren Heimat zu: „Lieb Vaterland magst ruhig sein, Fest steht und treu die Wacht am Rhein“.

In dem Kentmeister wallte das alte Soldatenblut, wie auch die uralten und scheinbar abgestorbenen Äste der Eiche wieder grünen in der Frühlingszeit. Er jauchzte den Siegen der Deutschen entgegen. Aber jeder Sieg und jeder neue Triumph, der errungen wurde, stürzte ihn auch wieder völlig zu Boden. Das eben noch glänzende Feuer im Auge erlosch. Die eben noch gerötete Wange erbleichte.

Warum war sein Sohn nicht unter diesen Helden? Und wenn denn er sterben mußte, wenn er nur dort

gestorben wäre, so starb er doch den erhebenden Tod für das Vaterland und brauchte nicht jämmerlich zu verkommen auf der einsamen Insel der Südsee.

Der Kentmeister sollte übrigens selbst noch ein Stück Krieg mitmachen. Als ganz vorzüglicher Rechnungsbeamter wurde er in das südliche Elsaß geschickt, um dort Kassen zu übernehmen und zu ordnen.

Der nicht ganz ungefährliche Auftrag kam ihm nicht ungelegen. Er dachte sich durch die Zerstreuung ein wenig aus seinen schweren Gedanken herauszuarbeiten. Seine Frau wollte er zu Hause lassen. Aber diese bat ihn unter Thränen, sie mitzunehmen.

„Du bist noch mein Einziges in der Welt, sagte sie, und wo Du hingehst will ich auch hingehen. Vielleicht kann ich dort mich durch Pflege der Verwundeten nützlich machen und mein Leben hat noch einen Zweck“.

So reisten sie eines Tages zusammen nach Kolmar ab. Die Kentmeisterin wirklich an einem Lazarett Beschäftigung suchend, er dagegen bald größere bald kleinere und oft recht mühselige und gefährvolle Touren in das Land hinein je nach Bedürfnis unternehmend.

Auch an jenem denkwürdigen Tage, von dem wir erzählen wollen, fuhr er in einem einfachen Bauernschlitten durch das Gebirge in das Land hinein.

Es war in der ersten Zeit des Jahres 1871. Bourbaki hatte sich plötzlich mit seinen Heermassen nach dem Osten gewandt und suchte nach Deutschland durchzubringen, ohne allerdings den Heldenmut Werders und seines Corps in Anschlag zu bringen, an dem wie an einer eisernen Mauer jeder erneute Versuch des Durchbruchs machtlos abprallte.

Schon begann die Not an Kleidern und Lebens-

mitteln in schrecklicher Weise unter den Franzosen und den mit ihnen vereinigten Garibaldianern zu wüthen. Gleich Räuberbanden durchschwärmten sie die Gegend.

Dem Rentmeister war es auf seiner Reise, welche jene Gegenden berührte, durchaus nicht geheuer, zumal er in dem tiefen Schnee mit seinem schwachen Kößlein nicht recht vorwärts kam. In früherer Zeit hätte er bei solcher Lage in erster Linie Wetter und Weg und Pferd verflucht und in zweiter Linie das Land und vorzüglich die Preußen, die an allem schuld waren. Jetzt fluchte er gar nicht mehr, aber ärgerlich war er doch über die Preußen, die mit ihren Einrichtungen es nicht abwarten konnten, bis das Land stille war.

Ein so großer Patriot er war, so sehr er für den Kaiser Wilhelm, für unsern Fritz, den Prinzen Karl, Bismarck, Moltke und die einzelnen Heerführer schwärmte, so stark er auch seinen thörichten Preußenhaß und seine verhängnisvollen Redensarten bereute, seine Abneigung hatte sich noch lange nicht in Zuneigung und sein Zorn nicht in Liebe verwandelt.

Nach einem kurzen Lauf mußte er eben sein Pferd an einer Waldecke wegen einer Steigung wieder Schritt gehen lassen. Der Wind jagte ihm alle Schneeflocken in das Gesicht, so daß er fast nichts sah, zumal durch den hereinbrechenden Abend es schon stark zu dunkeln begann.

Nur mit Mühe las er auf dem Wegweiser, daß er noch eine Stunde Weges bis zu dem nächsten Städtchen habe. Fröstelnd hüllte er sich in seinen Pelzmantel und schmalzte seinem Pferde zu, um es zu lebhafteren Bewegungen anzutreiben. Die Fahrt durch diesen Wald-district wollte ihm gar nicht gefallen. Fast drohend



schauten die schneebedeckten Tannen auf den kühnen Fremdling herab.

Des Kentmeisters Angst war nicht umsonst gewesen. Er hatte noch nicht die Hälfte der Steige hinter sich, als er von einer Bande französischer Soldaten überfallen und angehalten wurde. Dieselben waren arg zerlumpt und Hunger und Mord blickte aus ihren wilden abgezehrten Gesichtern. Eine Herde Wölfe wäre nicht schrecklicher gewesen.

Die Speisevorräte des Kentmeisters war das erste, dessen sie sich bemächtigten. Dann nahmen sie ihm Rock und Mantel. Zuletzt erst fragten sie, wer er wäre, und wohin er wolle.

Obgleich der Kentmeister ein wenig französisch herausbrachte, merkten sie bald, daß er ein Deutscher sei und schriegen: „ein Spion, ein Spion!“

Und während ein Teil ihn jetzt auch seiner Stiefel, seines Hutes und seines Hemdes beraubten, schickte sich der andere Teil an, ihn aufzuhängen.

Doch der Offizier, welcher den Trupp befehligte, rief: „Halt! Wir müssen den Mann zuerst verhören und vor ein Kriegsgericht stellen. Bindet ihn, und vorwärts!“

Dem Kentmeister wäre es lieber gewesen, wenn sie ihn gleich gehenkt hätten. Welche andere Aussicht sollte sich ihm bieten? Dagegen mußte er fast nackt noch über eine Stunde lang durch den Schnee und Frost hinwaten.

In dieser Stunde ist der letzte Rest von Troß wie ein Häuflein Schnee in der Frühlingssonne in der Seele des Kentmeisters zusammenschmolzen. Er verstand von nun an das Wörtchen „Hölle“ fast besser, als ein Mensch auf Erden und niemand hatte das „Heulen und Zähne-

klappen der Schrift wörtlicher durchgeföhlt, wie er. Er hätte vor Schmerz und Noth, als er mit nackenden Füßen durch Schnee und Gestrüpp laufen mußte, mit den Wölfen der Bogesenwälder um die Wette heulen mögen und seine Zähne schlugen vor Frost und Todesangst wie im Krampfe zusammen. Sein Kopf wirbelte von dem Nordsturm, der seinen entblösten Schädel und seine nackten Schultern traf und von dem Hohngelächter seiner Erzfeinde, während ihn ihre Kolbenstöße und flachen Säbelhiebe nur noch vorwärts trieben.

Ach wenn es nur zu Ende ginge. Verdient hatte er es ja tausendmal um seiner Frau und seines Sohnes willen und wegen seines Frevels gegen Gott und Obrigkeit.

Und zu Ende ging es.

Als er nach einem eine Stunde langen Marsch zu dem größeren Corps stieß, dessen Lagerfeuer in der Nähe einer Ortschaft brannten, konnte er sich über die Kürze des Verfahrens nicht beschweren.

Nach kaum minutenlangem Verhör wurde der Strick um seinen Hals gelegt und nach einem passenden Baumast gesucht, um ihn daran zu hängen.

Man ließ ihm nicht einmal Zeit, wenigstens in Gedanken Abschied von seinem treuen Weibe und seinem Sohne zu nehmen und seine Seele Gott zu befehlen.

Die Henker waren im Begriffe ihn hinaufzuziehen.

Les Prussiens, les Prussiens! hieß es auf einmal und siehe, da waren sie auch, die früher unserem Kentmeister so verhaßten Pickelhauben. Aber jetzt erschienen sie ihm wie Engel Gottes.

Ein Gefühl der Rettung und Sicherheit durchdrang den armen Unglücklichen, als er sie sah, und fürwahr nicht umsonst. Kaum war das Hurra erschallt und ein

kurzes Geknatter der Zündnadelgewehre erfolgt, da war kein Franzose mehr zu sehen.

Wie gehezte Hasen liefen sie über das Schneefeld, alles zurücklassend.

Der Rentmeister kam fast vollständig wieder in den Besitz seiner Sachen.

Aber an demselben Abend, als der Rentmeister mit den preussischen Offizieren in dem behäbigen Wirtshaus des nahen elsässischen Städtchens bei einem guten Nachtessen und einer guten Flasche Wein zusammen saß, geschah das Unglaublichste. Die Gäste aus dem Anfer hätten ihn sehen und hören müssen. Einer der Offiziere hatte nach einem Rückblick auf die Erlebnisse des Rentmeisters in echtem Berliner Deutsch gesagt: „Na, das war man einmal eine Rettung in der Not“.

Siehe, da ergriff der Rentmeister sein Glas und trank auf das Wohl seiner Retter und auf das Wohl aller Preußen, der Retter Deutschlands.

Ach wie schnell können dem Menschen die Augen aufgehen.

---

## IX.

### Sieg über Sieg.

Der Krieg war aus. Deutschland hatte gesiegt und hatte herrlichen Siegespreis davongetragen.

Dieser höchste Siegespreis war aber nicht etwa die Niederlage Frankreichs, des alten Erbfeindes, auch nicht die Erwerbung der alten Stammlande Elsaß und Lothringen, so groß und bedeutungsvoll dieses alles war. Das Höchste, was in Frankreich erkämpft wurde, war die Einigkeit

und Größe des Vaterlandes nach langer Zerstückelung und Demütigung, war die lang verwaiste deutsche Kaiserkrone und ein deutscher Kaiser in dem neuen deutschen Reich.

So war der fast schwindelnde Erfolg des ersten Versuches einer Einigung des Vaterlandes und der Feuerprobe derselben, die uns der Feind selbst bereitet hatte.

Kein Wunder, wenn das siegreiche Heer auf seiner Heimkehr in einem wahren Freudentaumel empfangen wurde.

Triumphbögen blühten und glänzten, Fahnen wehten, Feuerzeichen rauchten, Glocken klangen, Jubeltöne schallten. Und siehe da lag der heimgekehrte Sohn an der oft so bang gewesenen Mutterbrust. Sein Auge leuchtete in Heimatlust, aber sein Mund war schon geöffnet, um alle die Großthaten zu erzählen, die er erlebt hatte. Dort riß der heimgekehrte Gatte seine hoch errötende Gattin zu langem, heißem Kuß an seine härtige Lippe und dann nahm er die Kinder einzeln auf, um sie zu küssen. Er schritt so mannhaft und sicher einher. Das war der Siegerschritt von Paris, in einem Duzend schwerer Schlachten erkaufte. Dort hatte ein Jüngling die Hände des geliebten Mädchens gefaßt. Wie schüchtern und errötend stand er da — der Tapferste der Tapferen in der Schlacht, der im heißesten Kugelregen mit keiner Wimper gezuckt hatte, der mit unwiderstehlicher Kraft die Sturmflagge hineingetragen hatte in die dichtesten Reihen der grimmen Feinde — aber das schöne begeisterte Mädchen legte den Lorbeerkranz auf seine Heldenstirne.

Die Sonne leuchtete dazu so frühlingoprächtig, die Vöglein schmetterten so lustig ihr Freudenlied, der deutsche Wald rauschte fast übermächtig. O, es war schön. Man hätte der Stunde zurufen mögen: „Verweile für immer“.



Solche große, heilige Stunden kehren in Jahrhunderten nicht wieder.

Doben in dem alten Bergschlosse des Städtchens saßen die früher schon heimgekehrten Rentmeisterleute. Sie saßen in Gesellschaft ihres düsteren Grames. Wenn auch Glaube und Gottesfurcht ihr Leid linderten, ihre Heimkehr hatte ihnen keine Freude gebracht. Sie allein im ganzen Städtchen wollten auch nicht teilnehmen an dem festlichen Empfang der heimkehrenden Krieger. Sie hatten niemand zu empfangen. Was sollten sie dort? Ihre Trauergesichter und Trauerkleider paßten nicht in die allgemeine Freude.

Siehe da traten plötzlich der Pfarrer des Städtchens, der Amtmann und der lustige Gerichtsassessor, der Gerichtsrat geworden war, in das Zimmer und sagten, sie müßten beide unter jeder Bedingung mit ihnen gehen, um sich an dem Zuge zu beteiligen. Wie sollte es aussehen, wenn sie fehlten? Würde man nicht auf ihre vaterlandsfeindliche Gesinnung schließen?

„Und ziehen Sie ihr schwarzes Kleid aus, Frau Rentmeister!“ sagte der neugebackene Gerichtsrat. „Ihr blaues steht ihnen viel besser zu Gesicht und ihr weißer Strohhut paßt viel besser zu dem Wetter, als ihre schwarzen Hütschen“.

Die Rentmeisterleute schlossen sich zuletzt wirklich der Feier an. Die Freunde hatten es nicht anders gethan.

Als sie schon eine Weile in dem Thale gegangen waren, meinte der Pfarrer: „Herr Rentmeister, haben Sie denn wirklich gar keinen Brief mehr erhalten von Ihrem Otto seit jenem ersten, den er schickte? Hat auch die holländische Regierung auf ihre Eingabe nicht geantwortet?“

„Nein!“ erwiderte dieser kurz und schmerzlich.

„Ich würde trotzdem meine Hoffnung noch nicht aufgeben“, tröstete der Pfarrer. „Man hat Beispiele von verloren gegangenen Briefen. Das Christentum ist die Religion der Hoffnung. Seid geduldig in Trübsal; fröhlich in Hoffnung; haltet an am Gebet“.

„Apropos, Herr Rentmeister“, fuhr der Gerichtsrat dazwischen. „Haben Sie einen Verwandten namens Weller in der Armee? Ich habe schon die ganze Zeit fragen wollen. Da ist ein junger Mann mit Ihrem Namen, der Aufsehen macht wegen seiner Tapferkeit. Er ist vom Freiwilligen zum Offizier befördert worden und hat das eiserne Kreuz erhalten“.

„Ja, ich habe auch schon von ihm gehört“, sagte der Amtmann, „oder gelesen. Ich weiß nicht recht. Er hat im Ausland gedient, in China, in Japan oder Java oder Borneo. Ich weiß nicht ganz genau. Aber es ist eine ganz romantische Geschichte“.

Die Rentmeisterin sah mit furchtbar gespannten Zügen in die Gesichter der so merkwürdig schmunzelnden Freunde.

„Um Gotteswillen“, rief sie, machen Sie uns keine Hoffnung, wenn keine Gewißheit dahinter ist“.

„Ja, sprechet frei heraus“, sagte sich räuspernd der Rentmeister. Die Aufregung, in welche auch er versetzt war, machte ihn fast heiser.

„Ach, da kommen sie“, rief der neue Gerichtsrat, ihn unterbrechend.

Sie kamen wirklich, ungefähr an zwanzig Mann hoch. Zwei waren auf dem Schlachtfeld geblieben. Unter den Heimkehrenden ragte die hohe Gestalt eines jungen Offiziers hervor. An ihn richtete vorzüglich der Lehrer, der an der Spitze der Schulkinder marschierte, seine An-

sprache und der Bürgermeister seinen Willkommensgruß. An ihm hafteten auch die gespannten Blicke der beiden Eltern.

Jetzt erklang ein Hoch. Die Glocken im Städtchen läuteten. Die Kinder sangen, das Musikcorps fiel ein. „Er ist es, er ist es. Es ist unser Otto“, rief die Mutter. O Gott, mein Traum, mein Traum. O, ich Ungläubige und Thörin, die ich war. Jetzt erst ist wahrhaftig mein Traum durch Gottes Gnade in Erfüllung gegangen“.

Mit einem unbeschreiblichen Jubelschrei drängte sich die hocheerregte Frau durch die Menge, daß ihr ihr Gatte kaum zu folgen vermochte. Jetzt hatte auch Otto — denn er war es wirklich — seine Eltern erkannt.

Das Volk bildete freiwillig eine Gasse. Und nun lagen sie sich in den Armen, die Langgetrennten. Der schwerbeweinte, totgeglaubte Sohn war wie durch ein Wunder Gottes den armen, büßenden Eltern wiedergeschickt.

Worte sind zu gering für solche Augenblicke des Glückes und höchster Seligkeit. Sie konnten nur ihre Freude stammeln, aber ihre Gefühle waren so mächtig, daß sie den Umstehenden sämtlich Thränen entlockten.

„Verzeihung! Vater, Mutter, könnt Ihr mir verzeihen, daß ich unter die Preußen gegangen bin, daß ich mich in das deutsche Heer habe aufnehmen lassen?“ kam zuerst der junge Offizier zu Wort.

„Ach“, erwiderte der Rentmeister unter Freudenthränen lächelnd. „Ich bin kein Preußenfeind mehr. Dieselben sind mir zu groß geworden für meinen kleinen Zorn. Mir wurden zur Zeit feurige Kohlen auf das Haupt gesammelt, daß mein Groll auf ewig verging. Ich

kenne nur noch ein Gefühl. Das ist die Einheit und Herrlichkeit meines deutschen Vaterlandes. Und Du Blißjunge hast gerade mir meinen höchsten Wunsch aus der Seele gelesen, daß Du tapfer mitgefochten hast für Deutschlands Freiheit und Deutschlands Größe. Aber sage, wie kamst Du nach Frankreich? wie kamst Du unter das preussische Heer?"

„O, Otto, warum hast Du uns nicht geschrieben?“ fragte die Mutter, in ihrem höchsten Glück der furchtbaren Trauertage gedenkend, die sie mit ihrem Manne erduldet hatte.

Doch konnte Otto eben keine Antwort geben. Noch andere machten Anspruch auf ihn und drängten sich glückwünschend herbei. Otto konnte erst antworten, als sie droben auf dem Schlosse mit den Freunden im engeren Familienkreise zusammen saßen.

„Ich bin doch unter den Menschenfressern gewesen und habe mir das Recht unter die Preußen zu gehen teuer genug erkaufte“, sagte scherzend der junge Mann. „Und Du, Mutter, hattest so unrecht nicht mit Deinem Traum von den Haifischen“.

Und nun erzählte er unter der höchsten Spannung seiner Zuhörer seine Erlebnisse auf Borneo bis zu seiner Abreise nach Java.

„Auf Java“, fuhr er fort, „in dem Hause van Louwens wurde ich erst recht krank, indem mich noch ein bössartiges Sumpffieber während der langsamen Heilung meiner Wunden ergriff. Nur mühsam genaß ich unter der sorgfältigsten Pflege und fühlte mich lange so schwach, daß ich niemals wieder den heimatlichen Boden zu betreten erwartete. Selbst der Arzt zweifelte an meinem

Aufkommen und sagte, daß, wenn ich nicht nach Europa ginge, ich nie wieder gesund würde.

„Damals, als ich so schwer krank lag, konnte ich natürlich nicht schreiben, aber die Freunde schrieben für mich. Doch scheinen sie die Adresse nicht richtig angegeben zu haben. Nur die kleine Katen van Louwen wußte sie, aber ihr glaubte niemand.“

„Die van Louwens waren es auch, die in ihrer Dankbarkeit, nachdem der Arzt die Unmöglichkeit meines längeren Aufenthaltes konstatiert hatte, mir einen ehrenvollen Abschied von dem holländischen Militär bewirkten. Denket an, ich bin als holländischer Hauptmann pensioniert mit dem Anrecht auf eine bedeutende Pension, so lange ich lebe“.

„Das ist nicht übel“, nickte der Amtmann. „Das läßt man sich gefallen“.

„Auf meiner Reise begleiteten mich die Frau van Louwen und ihre Tochter Katen. In ihrer zärtlichen Besorgnis behaupteten sie, daß sie mich bei meiner Schwäche nicht allein dürften reisen lassen. In der That mag die sorgfältige Pflege der Mutter und die Lebhaftigkeit der Tochter neben der frischen Seeluft das Meiste zu meiner endlichen Genesung wieder beigetragen haben.“

„Doch ehe ich reiste, hatte ich noch ein Friedenswerk fertig gebracht. Als ich im Anfang meiner Herstellung wieder auf die Außendinge zu merken begann, sah ich auch die trostlose Niedergeschlagenheit meines armen Freundes und erfuhr dessen Ursache. Da hatte ich denn nichts Eiligeres zu thun, als demselben von der echten Neue Isabellens zu erzählen. Ach, wie oft mußte ich ihm die ganze Szene der tiefsten Angst und Not des

Mädchens auf dem Fort Teveh wieder erzählen, bis er seine Bedenken überwand.

„Als wir abreisten, war Tags zuvor die Hochzeit gewesen und das übergläckliche Paar und der Malane und die Waldmenschen, für deren Zukunft van Louwens sorgten, winkten uns noch lange ihre Grüße zu unserer Meerfahrt nach der Heimat.

„Wie ich erfahren habe, ist das junge Paar in diesem Frühjahr auch in Europa angekommen und will uns in Gemeinschaft mit der alten Frau van Louwen und ihrer lebenswürdigen Tochter in ein paar Wochen hier auf unserem Schlosse aufsuchen, um auch Euch, liebe Eltern, kennen zu lernen“.

„Und das sagst Du mir jetzt erst“, rief die Mutter, „daß wir so vornehmen Besuch bekommen? Wie kann ich denn alle Vorbereitungen treffen? Aber ihr jungen Leute denkt an nichts“.

„Das möchte ich nicht behaupten, daß der junge Herr Weller noch nicht an diesen Besuch gedacht habe“, meinte der Gerichtsrat, Otto scharf fixierend. „Ich könnte sogar wetten, daß ihm derselbe gar nicht gleichgiltig ist. Die junge van Louwen muß jetzt ein reizendes Mädchen sein? Da steckt mehr dahinter“.

Otto errötete auf das Heftigste. Doch der Gerichtsrat half ihm aus seiner Verlegenheit: „Sie wollten ja von Ihren Briefen erzählen?“

„Der Brief, welchen ich kurz nach meiner Krankheit schrieb“, sagte Otto, mag wohl nicht angekommen sein, da, wie ich höre, auch eine ganze Anzahl Briefe, die van Louwens damals aufgaben, nicht an ihre Adresse gelangten. Jedenfalls ist der Postdampfer zu Schaden gekommen, der sie führte, allein wie der Brief, den ich in Holland schrieb,

da ich in meinem Patriotismus es nicht über das Herz bringen konnte, mich dem deutschen Heere anzuschließen und an dem französischen Kriege zu betheiligen, verloren gegangen ist, ist mir wirklich unbegreiflich.

Ich habe, da ich keine Antwort auf den Brief bekam und ich wirklich in Besorgnis euret wegen war, liebe Eltern, mich zuletzt an den Herrn Pfarrer hier gewandt.

Aber der holländische Brief war mir wirklich von der größten Wichtigkeit. Er erzählte meine Schicksale ausführlich und sollte zugleich meinen nicht unbedenklichen Schritt Euch gegenüber rechtfertigen. Ich kannte ja noch nicht deine Gesinnungsumänderung, lieber Vater, aber allein zu feiern, während die ganze Jugend Deutschlands in den Waffen war, vermochte ich nicht. Der Brief ist zu einem wahren Aktenstück angeschwollen gewesen.

„Zu einem Aktenstück, sagst Du?“ fragte hastig der Rentmeister. „Da wüßte ich vielleicht eine Erklärung. Als ich im Elsaß war, ließ ich mir alle Privatbriefe nachschicken, während die größeren Briefe zu meinem Kollegen nach N. gingen, der mein Amt hier versah, der aber in seiner kurzen Weise wenig Umstände mit dergleichen Schreiben, die nicht dienstlich sind, zu machen pflegt“.

„Werden die van Louwens längere Zeit hier verweilen?“ fragte die Mutter.

„So laß ihn doch einmal seine Heldenthaten in Frankreich erzählen“, meinte sein Vater.

„Ich glaube, er spricht einen Augenblick lieber mit seiner Mutter“, neckte der unverbesserliche Gerichtsrat den errötenden Otto.

Es war ein köstlicher Tag, den man dort oben nach der langen Trauer verlebte, aber der Tag, als van Louwens kamen, war fast noch köstlicher.

War es doch wie ein schöner Traum, als der junge van Louwen, der jetzt viel stattlicher und selbstbewußter einherschritt, und die schöne Isabella, deren Wesen etwas viel Ernsteres, Ruhigeres angenommen hatte, mit dem anderen jungen lieblichen Paare durch die alten Schloßräume zog, als Otto mit flammenden Wangen und feurigen Augen der sinnigen Reden von seinen Kriegsthaten in Frankreich erzählte und der Größe seines Vaterlandes, während die alte Frau Louwen mit dem schlichten Rentmeister und seiner Frau zusammensaß, als wenn sie schon eine Ewigkeit bekannt wären und zur besonderen Wonne eines Mutterherzens gar kein Ende finden konnte von dem Ruhmen Ottos, und als am Abend bei einem einfachen Feste die vielgeprüften Eltern die segnenden Hände auf das Haupt ihres Sohnes und der von ihm so innig geliebten bezaubernd kindlichen Braut legten.

„Es war am Ende doch so übel nicht, unter die Menschenfresser zu gehen“, scherzte der Amtmann.

„Sava scheint aber der Familie besser zu gefallen, als Borneo“, witzelte der Gerichtsrat. „Jetzt bekommen wir zwei Javanesischen in die Familie, von denen man nicht weiß, welche einen mehr anmutet“.

„Wohl dem, der schon Weisheit in der Jugend lernt und in dessen Lebensmorgen schon die Gnadensonne Gottes scheint“, sagte der Pfarrer auf Otto deutend.

„Wir haben mehr oder weniger gefrevelt gegen den heiligen und großen Gott, nur Ottos Sinn und Degen ist rein und licht geblieben. Er hat sein Leben oft genug gewagt, aber nur zur Rettung seines Vaters, zu meiner Rettung und zur Rettung des Vaterlandes“, sprach ernst und dankbar van Louwen.



„Ja, er ist ein echter Deutscher und ein echter Preuße“, sagte der glückliche alte Kentmeister, „und soll es bleiben. Ich schicke ihn nicht mehr fort. Nicht mehr unter die Menschenfresser, unter die Menschenretter soll er. Preußen nenne ich nur noch die Menschenretter. Sie sind es für mich, sie sind es für Deutschland geworden. Auch ihr Degen ist rein. Sie haben ihn nur für die große heilige Sache Deutschlands gezogen. Wer mit ihnen geht, will Deutschlands Größe und Heil. Denn in Preußen liegt Deutschlands Zukunft und Größe.“

---

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

---

Erzählungen  
aus dem  
**Volksbuche: Die Spinnstube.**

Begonnen von W. O. von Horn.

---

**Erster Band** (Jahrgänge 1875—1877).

40 Bogen. Mit 3 Stahlstichen und 90 Holzschnitten.

**Zweiter Band** (Jahrgänge 1878—1880).

40 Bogen. Mit 3 Stahlstichen und 90 Holzschnitten.

**Dritter Band** (Jahrgänge 1881—1883).

40 Bogen. Mit 3 Stahlstichen und 90 Holzschnitten.

---

**Preis des Bandes broschiert 1 Mk. 20 Pfg., elegant  
gebunden 1 Mk. 80 Pfg.**

---

Eine stets willkommene Gabe für deutsches Gemüths- und Familienleben werden die alten Jahrgänge für Haus- und Volks-Bibliotheken gern angeschafft.

Ich habe mich zu obiger Ausgabe entschlossen, die in 120 Bogen 9 Stahlstiche und 270 Holzschnitte, 23 große Erzählungen von W. O. von Horn wie von den ersten Autoren und eine große Anzahl kleinerer Aufsätze enthält, daher bei dem sehr billigen Preis überall willkommen sein wird.

---

# Aus der Maje.

## Erzählungen

von W. O. von Horn (W. Dertel).

Vier Bände broschiert . . . . . 6 Mk. 40 Pfg.,  
elegant und dauerhaft gebunden 9 Mk.

Jeder Band ist einzeln zu beziehen:

brochirt à 1 Mark 60 Pfg., gebunden à 2 Mark 25 Pfg.

Die große Anzahl starker Bände der „Maje, ein Volksbuch für Alt und Jung im deutschen Vaterlande“, fehlen seit einer Reihe von Jahren gänzlich. Da nun fortwährend dieses gute deutsche Volksbuch verlangt wird, namentlich die darin befindlichen Erzählungen von W. O. von Horn (nur darin erschienen), so hielt ich es für geboten, die Erzählungen neu aufzulegen, und glaube damit dem deutschen Volke einen Dienst zu erweisen.

Aus jeder Seite, ja aus jeder Zeile der Horn'schen Erzählungen tritt uns eine Wärme, eine Innigkeit entgegen, wie sie nur hervorquellen kann aus einer zur vollen Andacht gestimmten edlen Seele. W. O. von Horn's Erzählungen, fromm, innig und populär, zeichnen sich eben so sehr durch treffende Schilderungen des Häuslichen und Landschaftlichen aus, wie durch Wahrheit und Tiefe der Charakterzeichnungen; sie sind daher allen Familien, in denen reine Erzählungen gesucht werden, sowie allen Volksbibliotheken zu empfehlen.

Fünfter und sechster Band:

## Erzählungen anderer Autoren.

Broschirt à 1 Mark 60 Pfg., elegant und dauerhaft gebunden  
à 2 Mark 25 Pfg.

„Aus der Maje“ wird im ganzen acht Bände umfassen, deren jeder einzeln zu haben ist.